

МИНИСТЕРСТВО ПРОСВЕЩЕНИЯ
РОССИЙСКОЙ ФЕДЕРАЦИИ

**ФЕДЕРАЛЬНОЕ
ГОСУДАРСТВЕННОЕ БЮДЖЕТНОЕ
ОБРАЗОВАТЕЛЬНОЕ УЧРЕЖДЕНИЕ ВЫСШЕГО ОБРАЗОВАНИЯ
«ЛУГАНСКИЙ ГОСУДАРСТВЕННЫЙ ПЕДАГОГИЧЕСКИЙ УНИВЕРСИТЕТ»
(ФГБОУ ВО «ЛГПУ»)**

**ИНСТИТУТ ФИЛОЛОГИИ И СОЦИАЛЬНЫХ КОММУНИКАЦИЙ
КАФЕДРА РОМАНО-ГЕРМАНСКОЙ ФИЛОЛОГИИ**

Т. И. Колесник

ХУДОЖЕСТВЕННО-СТИЛИСТИЧЕСКАЯ ИНТЕРПРЕТАЦИЯ ТЕКСТА

Учебное пособие
для студентов 4 курса очной формы обучения
по направлению подготовки
45.03.01 Филология. Зарубежная филология.
Немецкий язык и второй иностранный язык (английский)

Луганск
Издательство ЛГПУ
2025

УДК 811.112.2'42(076)
ББК 81.2Нем-7-9
К 60

Рецензенты:

- Чевычалова С. В.** – заведующий кафедрой межкультурной коммуникации и иностранных языков ФГБОУ ВО «ЛГАКИ имени Михаила Матусовского», кандидат педагогических наук, доцент;
Новикова А. А. – заведующий кафедрой английской и восточной филологии ФГБОУ ВО «ЛГПУ», кандидат филологических наук, доцент;
Скляр Н. В. – заведующий кафедрой романо-германской филологии ФГБОУ ВО «ЛГПУ», кандидат филологических наук, доцент.

Колесник, Т. И.

- К 60 Художественно-стилистическая интерпретация текста : учебное пособие для студентов 4 курса очной формы обучения по направлению подготовки 45.03.01 Филология. Зарубежная филология. Немецкий язык и второй иностранный язык (английский) / Т. И. Колесник ; ФГБОУ ВО «ЛГПУ». – Луганск : Издательство ЛГПУ, 2025. – 136 с.

Учебное пособие содержит теоретические и практические материалы, которые включают основную информацию об особенностях немецкого литературного текста и способствуют развитию навыков его художественного анализа. В пособии использованы аутентичные рассказы и отрывки из произведений немецкоязычных авторов XX–XXI вв.

Издание предназначено для студентов 4 курса очной формы обучения по направлению подготовки 45.03.01 Филология. Зарубежная филология. Немецкий язык и второй иностранный язык (английский), изучающим дисциплину «Художественно-стилистическая интерпретация текста», а также может быть полезно студентам и преподавателям филологических факультетов, учителям специализированных школ и изучающим немецкий язык на продвинутом уровне.

УДК 811.112.2'42(076)
ББК 81.2Нем-7-9

*Рекомендовано Учебно-методическим советом
федерального государственного бюджетного образовательного учреждения высшего
образования «Луганский государственный педагогический университет»
в качестве учебного пособия для студентов 4 курса очной формы обучения по направлению
подготовки 45.03.01 Филология. Зарубежная филология.
Немецкий язык и второй иностранный язык (английский)
(протокол № 9 от 15.04.2025 г.)*

© Колесник Т.И., 2025
© ФГБОУ ВО «ЛГПУ», 2025

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG	5
THEORETISCHER TEIL	
1. Der Text und seine Funktionen.....	6
2. Literarische Gattungen	7
3. Literarische Genres der Prosa	9
4. Analyse eines literarischen Textes.....	12
4.1. Der Gegenstand und der Grundgedanke des Textes.....	13
4.2. Die Erzählperspektive	13
4.3. Die Komposition des Textes.....	14
4.3.1. Die Kompositionsform „Bericht“	14
4.3.2. Die Kompositionsform „Beschreibung“	14
4.3.3. Die Kompositionsform „Erörterung“	16
4.4. Das Kolorit.....	16
4.5. Die Stilfärbung (Markierung)	17
5. Stilmittel.....	17
5.1. Figuren der stilistisch kolorierten Wortfolge	17
5.2. Figuren der Anordnung und des Platzwechsels.....	18
5.3. Figuren des Zusatzes, der Hinzufügung	18
5.4. Figuren der Häufung.....	19
5.5. Figuren des Ersatzes (Tropen)	19
5.6. Figuren der Entgegensetzung.....	21
5.7. Figuren zum Ausdruck von Humor und Satire.....	21
PRAKTISCHER TEIL	
Hermann HESSE: Aus Kinderzeiten	22
Luise RINSER: Schaufel und Besen	29
Kerstin HENSEL: Macht macht's (Berliner Abende VI).....	35
Raymund TÖPFER: Frei zur Adoption	39
Heinrich BÖLL: Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral.....	45
Bertolt BRECHT: Wenn die Menschen Haifische wären	50
TEXTE ZUR SELBSTÄNDIGEN ANALYSE	
Herbert HECKMANN: Bemühungen eines Gutmütigen	54
Erich Maria REMARQUE: Arc de Triomphe.....	56
Wolfgang BORCHERT: Das Brot	60
Bertolt BRECHT: Die unwürdige Greisin	62
Heinz LIEPMANN: Vor Gericht.....	66
Gabriele WOHMANN: Schönes goldenes Haar.....	69
Peter BICHSEL: San Salvador	71
Helga M. NOVAK: Schlittenfahren	73

Irene DISCHE: Liebe Mom, lieber Dad	75
Reiner KUNZE: Fünfzehn.....	77
Julia FRANCK: Streuselschnecke	79

KURZGESCHICHTEN

Heinrich BÖLL: Es wird etwas geschehen	81
Ilse AICHINGER: Das Fenstertheater.....	85
Rainer BRAMBACH: Känsterle	87
Günter GRASS: Die Linkshänder	89
Marie Luise KASCHNITZ: Eisbären	94
Günter KUNERT: Lieferung frei Haus.....	100
Kurt KUSENBERG: Herr G. steigt aus.....	104
Siegfried LENZ: Der große Wildenberg.....	108
Christoph MECKEL: Die Vampire	112
Christa REINIG: Skorpion	115
Wolfdietrich SCHNURRE: Auf der Flucht	117
Günter SEUREN: Das Experiment.....	121
Oliver STORZ: Lokaltermin	124
Martin WALSER: Die Klagen über meine Methoden häufen sich.....	129

SCHLUSS	133
----------------------	-----

LITERARURQUELLEN	134
-------------------------------	-----

EINLEITUNG

Das Lehrmittel wird für die Studenten des 4. Studienjahres, Fachrichtung 45.03.01 Philologie. Fremdsprachige Philologie. Deutsch und zweite Fremdsprache (Englisch) bestimmt, die das Fach «Stilistische Textinterpretation» studieren. Die genannte Disziplin ist auf die Systematisierung der Kenntnisse von Studenten in Stilistik, Theorie und Geschichte der Literatur gerichtet.

Das Hauptziel dieses Lehrmittels ist die Vermittlung den Studenten von theoretischen Kenntnissen über Besonderheiten eines literarischen Textes als einer Diskursart und von praktischen Fertigkeiten der Erklärung seiner literarischen Besonderheiten.

Das Lehrmittel umfasst vier Teile. Der erste Teil (Theoretischer Teil) besteht aus dem theoretischen Material, das die Information über einen literarischen Text, seine Genres und Kompositionsformen, den Algorithmus der Analyse eines Textes und die Übersicht der wichtigsten Stilmittel enthält.

Der zweite Teil (Praktischer Teil) schließt das praktische Material ein, das in Form der authentischen Texte von modernen deutschen Schriftstellern mit Erklärungen und Aufgaben dargestellt ist. Sie sind darauf gerichtet, die Fähigkeit zu entwickeln, einen literarischen Text zu verstehen und zu interpretieren, die erlernten stilistischen Erscheinungen zu erkennen und zu verwenden.

Der dritte Teil (Texte zur selbständigen Analyse) hat zum Inhalt die selbständig zu analysierenden authentischen Texte der deutschen Autoren.

Der vierte Teil (Kurzgeschichten) enthält Kurzgeschichten von deutschen Autoren des XXI Jhs. mit den Aufgaben, die die Festlegung von Fertigkeiten der selbständigen Analyse eines literarischen Textes fördern.

Das Material zur Analyse wird gemäß den modernen Tendenzen der Entwicklung des literarischen Prozesses in Deutschland ausgewählt. Die Aufgabenstellungen ermöglichen die allmähliche Aneignung der textanalytischen Kompetenzen.

Das Lehrmittel kann sowohl für die Bachelor-Studenten, Magistranten, Aspiranten, die deutsche Sprache und Literatur studieren, als auch für die Deutschlehrer und Lektoren der philologischen Fakultäten nützlich sein.

THEORETISCHER TEIL

1. Der Text und seine Funktionen

Ein Text ist ein mündliches oder schriftliches Ergebnis von Kommunikation.

Zu den **mündlichen** Texten zählt man vor allem Referate, Interviews, Reden, Diskussionen. Bei **schriftlichen** Texten unterscheidet man zwischen **Sach- und Gebrauchstexten** und **literarischen** Texten.

Im Fach “Philologische Analyse des Textes” gehen wir von folgender Definition des Begriffs “Text” aus: Ein Text ist eine “sinnvoll und zweckvoll geordnete Folge von Sätzen” (M. Pfütze), die von einem Sender ausgeht, an einen bestimmten Empfänger gerichtet ist und ganzheitlich wirkt.

Mit anderen Worten, ein Text ist eine Folge von Sätzen und Äußerungen, die miteinander zusammenhängen und verbunden sind. Er verfolgt eine Absicht, hat ein bestimmtes Thema und sollte einen Sinn ergeben, also einen „roten Faden“ haben. Außerdem sollte er im Inhalt und in der Form strukturiert und gegliedert sein.

Sowohl bei mündlichen als auch bei schriftlichen Texten geht es um eine gemeinsame Verständigung über ein Thema. Unter den **Hauptfunktionen** eines Textes lassen sich folgende unterscheiden:

- **Informationsfunktion**, die die Vermittlung vom bestimmten Wissen ermöglicht (z. B. Bericht, Sachbuch oder Beschreibung);
- **Appelfunktion**, bei der es darum geht, die Meinung des Gegenübers zu beeinflussen (z. B. durch eine Werbeanzeige, einen Kommentar oder eine Bittschrift);
- **Obligationsfunktion**, bei der ein Autor dem Leser zu verstehen gibt, dass er sich zu etwas verpflichtet (z. B. Vertrag oder Garantieschein);
- **Kontaktfunktion**, die im Herstellen und Aufrechterhalten von persönlichem Kontakt besteht (z. B. Glückwunschkarten oder Beleidigungsbekundungen);
- **Deklarationsfunktion**, bei der es darum geht, dass durch z. B. ein Testament, eine Urkunde oder eine Bescheinigung ein neuer Sachverhalt eingeführt wird;
- **Ästhetische Funktion und Unterhaltung** (z. B. Erzählungen, fiktionale Texte).

Was ist eigentlich ein literarischer Text?

Ein literarischer Text – sei es ein Gedicht, ein Roman oder ein Drama – unterscheidet sich grundlegend von Alltagstexten wie E-Mails oder Zeitungsartikeln. Warum? Weil er nicht nur Informationen vermittelt, sondern **künstlerisch gestaltet** ist. Die Sprache selbst steht im Mittelpunkt: Ihr Klang, ihr Rhythmus und ihre bildhaften Ausdrücke (z. B. Metaphern) machen die Aussage vielschichtig. Man könnte sagen: Der Text „spielt“ mit der Sprache, um uns zum Nachdenken anzuregen – nicht nur über den Inhalt, sondern auch darüber, *wie* er formuliert ist.

Anders gesagt, **literarische Texte** sind schriftliche fiktionale Texte, in denen sprachliche Mittel gezielt eingesetzt werden. Dabei bedeutet die literarische Verwendung von Sprache häufig auch eine Abweichung von der Norm. Zu besonderen

Strukturmerkmalen literarischer Texte gehören u. a. Mehrdeutigkeit, Symbolik und literarische Formensprache, z.B. Bildhaftigkeit, Metaphorik. Die Literatur realisiert sich in Gattungen, die keine festen „Kategorien“ sind, sondern den konzeptionellen Ausformungen unterliegen.

Der literarische Text unterscheidet sich von dem Fachtext durch drei **Grundmerkmale**:

- **ästhetische Information**;
- **Anthropozentrismus** (das Darstellungsobjekt eines literarischen Werkes ist immer ein Mensch);
- **Vieldeutigkeit** (Polysemie).

Weitere Merkmale eines literarischen Textes sind:

- **Fiktionalität**: Die Handlung oder Figuren sind erfunden, selbst wenn sie reale Ereignisse spiegeln. Denken Sie an Kafkas „Verwandlung“ – hier geht es nicht um biologische Realität, sondern um symbolische Bedeutungen.
- **Deutungsoffenheit**: Ein guter literarischer Text lässt Raum für verschiedene Interpretationen. Ist Goethes „Faust“ eine Tragödie des Wissensdrangs? Oder eine Kritik an der Gesellschaft? Beides kann plausibel sein.
- **Interaktion mit dem Leser**: Der Text entfaltet seinen Sinn erst, wenn Sie als Leser*in ihn aktiv entschlüsseln. Wo bleibt etwas unklar? Welche Leerstellen füllen Sie selbst?

2. Literarische Gattungen

Schon Aristoteles unterschied zwei Arten von Texten: dramatische und nicht-dramatische Texte. Die uns bekannte Dreiteilung des Gattungsbegriffs wurde jedoch erst im 18. Jahrhundert populär und vor allem durch Johann Wolfgang von Goethe getragen.

Goethe ging davon aus, dass alle drei Formen eine Stimmung oder Haltung des Menschen abbildeten. Deshalb schlussfolgerte er, dass die literarischen Gattungen einen überzeitlichen Charakter haben und somit immer gültig sein müssten:

*„Es gibt nur **drei** echte Naturformen der Poesie: die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde: Epos, Lyrik und Drama. Diese drei Dichtweisen können zusammen oder abgesondert wirken.“* (entnommen aus: Goethe, West-östlicher Diwan)



Das Wort „**Epik**“ stammt aus dem Griechischen und bedeutet in etwa „Wort“, „Erzählung“ oder auch „Geschichte“. Sie umfasst nahezu **alle** Texte der erzählenden Literatur.

In den Bereich der Epik fallen die meisten Textsorten und -formen der drei literarischen Gattungen. So umfasst der Bereich Romane, Autobiografien, Kriminal- und Abenteuerromane, aber auch Kurzformen wie Kurzgeschichten, Märchen, Novellen und den Schwank, die Fabel sowie die Anekdote.

Die wichtigsten Merkmale der epischen Texte:

- geben Begebnisse der äußeren und inneren Welt vom Standpunkt eines Erzählers wieder;
- es gibt einen Erzähler, der das Geschehen erzählt;
- werden in Vers- oder Prosaform wiedergegeben.

Das Wort „**Lyrik**“ leitet sich von der „Lyra“ ab, einem Zupfinstrument, und meinte ursprünglich einen Gesang, der von der Leier (Lyra) begleitet wurde. Heutzutage fasst man damit Gedichte aller Art.

Die Lyrik ist also hauptsächlich als literarische Gattung der Dichtung bekannt. Das bedeutet, dass sich unter diesen Gattungsbegriff alle Formen des Gedichtes fassen lassen, wie beispielsweise die Ode, die Ballade, das Haiku oder auch das Elfchen.

Die wichtigsten Merkmale der Lyrik:

- erscheint grundsätzlich in Versform, diese Verse sind grundsätzlich in Strophen angelegt.;
- hat einen Rhythmus, den man mithilfe des Versmaßes (Metrum) angeben kann; zwar entspricht dieser nicht immer einem bestimmten Muster, doch kann er beobachtet werden und ein Gedicht strukturieren;
- hat häufig den Reim, allerdings muss dies, vor allem in modernen Formen der Poesie, nicht sein;
- gilt als wandlungsreichste Form der drei Gattungen der Literatur.

Das **Drama** kennen wir aus dem Theater und meint übersetzt „Handlung“. Folglich meint diese literarische Gattung alles, was für die Bühne gedacht und geschrieben wurde.

Demnach fallen alle Bühnenstücke in diesen Bereich. Namentlich sind das die Oper, Theaterstücke und hierbei die Untergattungen Tragödien und natürlich Komödien.

Die wichtigsten Merkmale des Dramas:

- die Handlung wird hauptsächlich durch den Dialog der Handelnden (Protagonist, Deuteragonist) getragen, es gibt somit keine Erzähler-Instanz;
- es gibt lyrische (Chor), epische (Botenbericht) und dramatische Elemente. Es überwiegt aber stets das Dramatische;
- heute sind dramatische Texte geschrieben, um einem Publikum vorgeführt zu werden, und enthalten folglich zahlreiche Anweisungen für die Schauspieler.

3. Literarische Genres der Prosa

Der Roman ist eine literarische Gattung der erzählenden Prosa (Texte der Prosa sind nicht durch Reime, Verse oder Rhythmus gebunden). Romane handeln typischerweise vom Schicksal einer Person oder einer Gruppe von Menschen. Dieses Schicksal wird mehr oder weniger ausschweifend und in weit ausgedehnten Zusammenhängen geschildert. Der Roman ist durch den großen Umfang, mehrsträngige und komplexe Handlung und umfangreiches Figurenensemble gekennzeichnet.

Die Erzählung ist eine Schilderung von Geschehnissen umschrieben. Es kann sich dabei um nacherzählte Ereignisse oder auch um erfundenes Geschehen handeln. Das Erzählte folgt dabei einer bestimmten chronologischen Abfolge. Die Handlung kann mündlich oder in Schriftform dargestellt werden. Die Form einer Erzählung kennt vier verschiedenen Perspektiven. Bei der auktorialen Erzählung kennt der Erzähler bereits alle Geschehnisse, bei einer neutralen Erzählung hat der Erzähler keinerlei Bezug zu den geschilderten Ereignissen. Der Ich-Erzähler berichtet über selbst Erlebtes und die personale Erzählung schildert das Erzählte aus der Beobachterperspektive. Auch die Methode der Erzählung ist ein wesentliches Merkmal der Geschichten. Hier wird nach einer zusammengefassten, einer rückblickenden und der betont erweiterten Erzählmethode unterschieden. Die Erzählung folgt oftmals einer festen und chronologischen Struktur (Einleitung, Hauptteil, Schluss).

Das Drama ist traditionell für die Aufführung auf einer Bühne konzipiert. Die Handlung wird durch die beteiligten Personen als Schauspiel vorgetragen. Üblich ist ein dramatisches, also aufregendes und spannungsgeladenes Ende. Je nach Art des Konflikts kann ein Drama tragisch, komisch oder auch absurd sein.

Die Kurzgeschichte ist ein junges literarisches Genre aus dem 20. Jahrhundert. Sie bildet eine Untergattung der Epik; wegen ihres geringen Umfangs gehört sie zu den kleinen epischen Formen. Der Begriff ist eine Lehnübersetzung aus dem Englischen. Ihren Ursprung hat die Kurzgeschichte in der amerikanischen Short Story. Die wichtigsten Merkmale der Kurzgeschichte sind:

- direkter Einstieg in eine Alltagssituation;
- Schilderung eines Konflikts, der nicht aufgelöst wird;
- offenes Ende, von dem aus der Leser weiterdenken kann;
- nur ein Handlungsstrang;
- beschleunigtes Erzähltempo;
- präzise, knappe Sprache, häufig Umgangssprache.

Die Kalendergeschichte ist eine knappe, leichtverständliche Geschichte in Prosa bezeichnet, welche seit dem 16. Jahrhundert in Kalendern veröffentlicht wurde. Die Kalendergeschichte ist eine Form der literarischen Beigabe im Kalender, die mit dem Schwank, der Anekdote, und Kurzgeschichte, der Sage, dem Bericht sowie der Legende und der Satire verwandt ist und meist mit einer Pointe endet.

Die Novelle (ital. *novella* – „Neuigkeit“) ist ein Genre der Erzählprosa, das während der Renaissance in den Stadtstaaten Italiens entstand. J. W. Goethe definierte die Novelle als „sich ereignete unerhörte Begebenheit“. In der späteren Zeit stand nicht mehr der unerhörte Vorfall im Zentrum der Novelle, sondern der Konflikt. Er organisierte das Ganze, alles Unwesentliche wurde ausgespannt.

Die Parabel (griech. *parabole* – „Wagnis“, „Gleichnis“) ist ein lehrhaftes literarisches Werk oder Teil eines Werkes, das durch ein Gleichnis eine Erkenntnis zu vermitteln sucht. Dieses Gleichnis ist deshalb meist dem Erfahrungsbereich des zu Belehrenden entnommen.

Der Essay (engl. *essay*, franz. *essai* – „Versuch“) ist eine Prosagenre mit großer Variationsbreite, das der französische Schriftsteller Michel de Montaigne um 1580 begründete, wobei er Anregungen aus der Antike (Plutarch, Seneca) aufgriff. Am Anfang ging es in Essays um die subjektive Darbietung kunstphilosophischer Fragen. Heutzutage ist das entscheidende Kennzeichen des Essays, dass er den geistigen Gehalt des jeweils gewählten Problems dem Leser als Erlebnis des Autors zu übermitteln weiß. Also ist die Subjektivität sein bedeutender Wesenszug.

Die Sage ist eine volkstümliche, anonyme, oft fantastische sowie zuerst mündliche Überlieferung. Eine Sage spielt an einem konkreten, sehr häufig historischen, Ort sowie in einer bestimmten Zeit, wobei im Mittelpunkt oft ein Mensch steht, der sich in einem einzelnen Geschehnis aus eigener Kraft behaupten muss. In der Regel erläutert die Sage eine regionale Eigenart, einen Namen oder Volksglauben, wobei sie zumeist vorgibt, wahr zu sein. Das christliche Gegenstück der Sage ist die Legende, welche von Heiligen oder religiösen Ereignissen erzählt. Textsorten, die der Sage ähneln, sind der Mythos, die Fabel sowie das Märchen.

Märchen gehören zu den kleinen Formen der Epik. In kurzen Prosatexten werden Elemente der realen und magischen Welt miteinander verwoben. Der Begriff ist ein Diminutiv des mittelhochdeutschen *maere* – „Erzählung“, „Kunde“, „Bericht“. Typische Merkmale eines Märchens:

- feste Anfangs- und Schlussformel;
- weder an Ort noch an Zeit gebunden;
- typenhafte Figuren, die stark kontrastiert sind (arm – reich, hässlich – schön, gut – böse);
- festes Erzählschema (Krisensituation, Prüfungen und Bewährung, Erlösung);

- fantastische Figuren und Verzauberungen;
- ausgleichende Gerechtigkeit: das Gute siegt, das Böse wird bestraft;
- lässt sich als Volksgut keinem Verfasser zuordnen.

Die Anekdote ist eine kurze Form erzählender Prosa, die auf eine Pointe zugespitzt ist. Der erzählte Vorgang erhellt schlagartig Situationen, Vorgänge oder Charaktere; die Konzentration auf den Einzelzug hilft, das Wesen einer Gesellschaftsschicht, einer Persönlichkeit oder eines Sachverhaltes aufzudecken. Die Anekdote ähnelt in ihrem Aufbau einem dramatischen Werk. Es gibt Exposition, Handlung, Höhepunkt (Pointe) und Nachspiel.

Der Schwank ist ein derbkomisches Bühnenstück, das der Posse ähnelt. Schwänke sind oft volksnahe Erzählungen oder Theaterstücke, die von einer komischen Situation aus dem Volksleben berichten. In Schwänken begegnen sich meist zwei Figuren, wobei die eine der anderen tatsächlich oder auch nur scheinbar überlegen ist. Solche Paarungen ergeben sich beispielsweise zwischen schlaudem Studenten und einfältigem Bauer oder Meister und Knecht. Der Schwank ist in der Regel in Prosa verfasst.

Die Skizze, oder auch Prosaskizze ist ein für sich stehender, gleichwohl fragmentarischer, absichtlich nicht voll ausgeformter, kurzer Prosatext, der wie flüchtig hingeworfen wirkt. Er kann fiktional oder nichtfiktional sein.

Das Feuilleton ist ein journalistisches Genre, das sich überwiegend in den großen überregionalen Zeitungen findet und einen differenzierten, differierenden und exakten Blick auf seinen Gegenstand erlaubt. Es ist eine Darstellungsform, die dem Rezipienten mehr Fragen aufwirft als Lösungen anbietet. Typische Merkmale des Feuilletons:

- Form der Codierung;
- Thema: gesellschaftliche oder individuelle Werte und Einstellungen;
- Denken, Verhalten, Ereignis und Zusammenhang werden an gesellschaftlichen Ansprüchen gemessen;
- Gegenstand: Beispiel auf menschlicher Ebene;
- Elegante, erbauende Formulierung.

Das Reisebild ist eine literarische Darstellung der Beobachtungen und Erlebnisse eines Reisenden. Solche Beschreibungen variieren sehr in Inhalt und Wert, je nach Zweck der jeweiligen Reise. Sie sind oft reich illustriert.

4. Analyse eines literarischen Textes

Bei der Textanalyse geht es immer darum, die Bestandteile eines Textes und ihre Beziehungen zueinander zu erfassen und detailliert herauszuarbeiten. Da finden Sie einige Tipps für eine erfolgreiche Textanalyse:

- Lesen Sie sich den Text ganz in Ruhe durch. Idealerweise gleich mehrmals, um auch wirklich alle Passagen zu verstehen und deuten zu können;
- Markieren Sie beim Lesen Schlüsselwörter, wichtige Details;
- Versuchen Sie, eine Textsorte zu bestimmen;
- Wenn es Unklarheiten gibt, klären Sie die unbedingt vor der Analyse! Benutzen Sie dabei einsprachige Wörterbücher;
- Verbinden Sie Form und Inhalt: Untersuchen Sie nicht nur *was* gesagt wird, sondern *wie* es gesagt wird. *Beispiel:* In Brechts Gedichten unterbricht der „Verfremdungseffekt“ die Handlung, um Sie zum kritischen Nachdenken zu zwingen;
- Beziehen Sie den Kontext ein: Welche historischen, politischen oder biografischen Umstände prägten den Text? Ein Gedicht aus dem Barock (z. B. Gryphius‘ „Es ist alles eitel“) reflektiert die Krisenerfahrung des Dreißigjährigen Kriegs;
- Wechseln Sie die Perspektiven: Probieren Sie unterschiedliche Theorien aus:
 - *Hermeneutik:* Was sagt der Text „an sich“?
 - *Rezeptionsästhetik:* Wie wirkt er auf Sie als Leser*in?
 - *Intertextualität:* Welche anderen Texte klingen mit (z. B. Anspielungen auf Mythen oder Bibelstellen)?
- Vergessen Sie nicht: Es gibt keine falsche Meinung! Versuchen Sie immerhin den Text möglichst objektiv zu betrachten.

Für eine Textanalyse empfehlen wir nachdrücklich folgendes Schema:

Schema zur Analyse eines literarischen Textes

1. Biographische Daten des Autors (literarische Richtung, Stellung in der Literatur)
2. Allgemeine Bemerkungen zum Werk, dem der Auszug entnommen ist (Entstehungszeit, Textsorte)
3. Gegenstand des Textes (Wovon handelt das Ganze? Was ist das Thema?)
4. Gliederung des Textes (Welchen Aufbau hat der Text? Gibt es einen Spannungsbogen?)
5. Grundgedanke des Textes (Was wollte der Autor uns sagen?)
6. Inhaltswiedergabe (die Fabel)
7. Sprachliche Gestaltung (die Wertung) des Textes:
 - 7.1. Erzählperspektive des Textes
 - 7.2. Komposition
 - 7.3. Koloritzeichnung des Textes
 - 7.4. Stilmittel des Textes
 - 7.5. Einstellung des Autors zum Dargestellten

4.1. Der Gegenstand und der Grundgedanke des Textes

Der **Gegenstand des Textes** (Thema, griech. *thema* – das zugrunde Liegende) ist gedankliche Zusammenfassung des Geschehens (z.B. Liebe, Treue, Tod). Zum Thema eines Werkes führt uns die Frage “Was?”

Der **Grundgedanke des Textes** (Anliegen des Autors) durchdringt das ganze literarische Werk und bestimmt alle seine Elemente. Beim Erfassen des Grundgedankens helfen uns die Fragen “Wie?” bzw. “Mit welcher Zielstellung und Absicht?”

4.2. Die Erzählperspektive

Unter der **Erzählperspektive** versteht man die Blickrichtung des Textes in räumlicher, zeitlicher, personaler, gedanklicher Hinsicht. Grundsätzlich unterscheidet man zwischen vier verschiedenen Erzählperspektiven:

- auktoriale (*allwissende*);
- personale (*Er/Sie-Perspektive*);
- neutrale (*ohne klare Erzählsituation*);
- Ich-Erzähler.

Auktoriale Perspektive (Außenperspektive): Der Autor schaltet sich stellenweise als Kommentator ein, er weiß mehr als die Figuren, die in der Geschichte handeln und kann darüber berichten, was diese denken und fühlen. Außerdem kann er Geschehnisse vorwegnehmen oder in Rückblenden den Hintergrund der Handlung erläutern. Dieser Erzähler blickt mit dem Leser von außen auf die erzählte Geschichte. Kennzeichen sind: Allwissenheit, direkte und indirekte Rede, erlebte Rede, innerer Monolog.

Personale Perspektive: Der Autor erzählt neutral und objektiv in der 3. Person aus der Sicht der beteiligten Personen, er wertet und kommentiert die Geschichte nicht (Innenperspektive).

Neutrale Perspektive: Der Autor erzählt eine Geschichte nicht aus der Perspektive eines Charakters oder kommentiert das Geschehen. Er beschreibt nur, was äußerlich wahrnehmbar ist. Am häufigsten ist dieses Erzählverhalten reinen Dialogen zuzuordnen, da es hierbei leicht ist, die neutrale, also nicht-wertende oder kommentierende, Erzählperspektive zu erkennen. Der neutrale Erzähler gibt uns somit nur einen Blick auf das Geschehen oder berichtet darüber, wie die Figuren handeln und wertet oder kommentiert das Geschehen in keiner Weise.

Ich-Perspektive: Der Autor tritt in der Rolle einer Erzählfigur auf oder schreibt schlechthin aus der Ich-Perspektive. Grundsätzlich erkennt man diese Erzählperspektive daran, dass ein „Ich“ die Geschichte erzählt.

4.3. Die Komposition des Textes

Der literarische Text hat:

- *die horizontale Struktur*: die Überschrift, die Einleitung, der Hauptteil, der Schlussteil;
- *die vertikale Struktur*: Bericht, Beschreibung, Erörterung und ihre Abarten.

4.3.1. Die Kompositionsform (KF) “Bericht”

Der abstrakte Inhaltstyp: das Ereignis.

Besonderheit: Dynamik, die durch die chronologische Folge der Ereignisse erreicht wird.

Explizite sprachliche Mittel: Mittel des Temporalfeldes.

Implizite sprachliche Mittel: Wechsel des Raums und des Ortes; die Reihenfolge der Sätze entspricht der Reihenfolge der Ereignisse.

Textqualitäten: *Abgeschlossenheit* (erfolgt durch die retrospektive Sicht von der Gegenwart in die Vergangenheit; durch den Gebrauch des Präteritums); *Verdichtung* (die reale Zeit wird gerafft, man berichtet nur über das Wichtigste).

Implizite Mittel der Verdichtung: Überspringen von Stunden, Tagen, Monaten, Jahren.

Explizite Mittel der Verdichtung: erweiterte Attribute, Infinitivkonstruktionen, Partizipien und Partizipialgruppen, zusammengesetzte Sätze, zum Teil Parenthese, Nachtrag, Prolepse, accusativus cum infinitivo, indirekte Rede.

Abarten: Mitteilung, Tatsachenbericht, Sachbericht, *Erzählung* u.a. Texte mit KF „Erzählung“:

- sind episch betont;
- zeichnen sich durch Lebendigkeit und Detaillierung;
- besitzen den ständigen Wechsel der Ereignisse.

Beispiel: Eichhörnchen, Maus und Igel

Einst war ein Eichhörnchen, das fleißig Vorräte sammelte. Mehr, als es eigentlich brauchte. Als die Maus und der Igel zu dem Eichhörnchen kamen und etwas von dem Fressen haben wollten, gab es nichts ab. Das Eichhörnchen hatte aber all seine Vorräte am Flussufer in einer Höhle gestapelt. Als der Sommer zu Ende war, bekam der Fluss Hochwasser. Verzweifelt versuchte das Eichhörnchen seine Vorräte zu retten. Es bat die Maus und den Igel um Hilfe. Aber sie sagten ihr, dass es ihnen nichts abgeben habe, so helfen sie ihm auch nicht. Als der Fluss zurückgegangen war, waren alle Vorräte des Eichhörnchens fortgespült.

4.3.2. Die KF “Beschreibung”

Abarten: Gegenstandsbeschreibung, Vorgangsbeschreibung, Erlebnisschilderung (Beschreibung des inneren Zustandes der Gestalt), Charakteristik.

1) Gegenstandsbeschreibung:

Der abstrakte Inhaltstyp: das komplexe Objekt (Gegenstand).

Besonderheit: Wiedergabe räumlicher Beziehungen; Anschaulichkeit (durch die Wiedergabe des räumlichen Nebeneinanders von Bestandteilen des Objekts)

Explizite sprachliche Mittel: Mittel des Lokalfeldes (Lokaladverbien, Ortsbezeichnungen, Richtungsangaben. Entfernungsbezeichnungen, Formbezeichnungen); Adjektive, die unterschiedliche Merkmale des Gegenstandes angeben.

Textqualitäten:

1. *Vergegenwärtigung* (Zeit der Beobachtung fällt mit der Zeit der Beschreibung zusammen).

Explizite Mittel der Vergegenwärtigung: Präsens oder Präteritum, indem das letzte seine eigentliche Bedeutung verliert und nur darauf hindeutet, dass das Objekt aus Erinnerung beschrieben wird).

2. *Statik* (das komplexe Objekt ändert sich während der Beschreibung und danach nicht).

Explizite Mittel der Statik: Substantiv- und Adjektivsätze, Zustandssätze, in denen auch Passivformen auftreten können.

Beispiel: Mein „*Füller*“ ist blau und wird durch eine silberfarbene Schutzkappe verschlossen. Auf der Kappe hält ein blaues Drehköpfchen einen Klemmbügel, der den Füller an Taschen oder Kleidern festhält. Im Innern der Plastikkappe ist ein Gewinde angebracht, durch welches der Füller mit der Schutzhülle fest geschraubt werden kann. Der eigentliche Füller besteht aus zwei Teilen, die durch ein Metallgewinde verbunden sind. Im hinteren Teil ist Platz für eine Ersatzpatrone. Am vorderen Ende des Füllfederhalters ist oberhalb eines Röhrchens die Feder aufgesteckt. Ein kleiner Kanal verbindet die eingesteckte Tintenpatrone mit der Feder. Durch ihn fließt Tinte in die Feder, sobald diese benutzt wird.

2) Vorgangsbeschreibung:

Der abstrakte Inhaltstyp: Vorgang/Prozess und die Zeitabfolge.

Besonderheit: Dynamik.

Explizite Mittel: treffende Verben, Mittel des Temporalfeldes.

3) Erlebnisschilderung:

Der abstrakte Inhaltstyp: innerer Vorgang.

Besonderheit: der bewegte innere Zustand der Figur wird als eine Art innerer Vorgang betrachtet.

4) Charakteristik:

Der abstrakte Inhaltstyp: Objekt, der Vorgang und der Zustand.

Textqualität: *Verallgemeinerung* (man steigt vom Einzelnen zum Allgemeinen auf (abstrahiert)).

Explizite Mittel: generalisierende Präsensformen, Adverbien (häufig, oft, manchmal, gewöhnlich, stets, immer, täglich, jährlich u.a.), thematische Gruppe des Charakterisierens.

4.3.3. Die KF „Erörterung“

Der abstrakte Inhaltstyp: das Problem

Besonderheit: Wiedergabe der inneren Zusammenhänge der Wirklichkeit.

Textqualitäten:

1. *Logische Folgerichtigkeit* (die Ursache-Folge-Beziehungen).

Explizite Mittel: Mittel des Kausalfeldes.

2. *Schichtung* (ein hierarchischer Bezug auf den Grundgedanken).

Explizite Mittel: *bzw., d.i., d.h., z.B., entweder – oder, um so mehr, um so weniger, aber, sondern*; Gliederungswörter – *erstens, zweitens, drittens..., einerseits, andererseits* u.a.

Beispiel: ...Unsinn! Unsinn! *Kein Mensch weiß was, kein Mensch weiß was!* – Es laufen viele herum, denen ärgere Sachen passiert sind als mir... Was hat man nicht alles von dem Deckener erzählt, wie er sich mit dem Rederow geschossen hat... und der Ehrenrat hat entschieden, das Duell darf stattfinden... Aber wie möcht' der Ehrenrat bei mir entscheiden? – Dummer Bub – Dummer Bub... und ich bin dagestanden – ! Heiliger Himmel, es ist doch ganz egal, ob ein anderer was weiß!... *Ich* weiß es doch, und das ist die Hauptsache! *Ich* spür', daß ich jetzt wer anderer bin als vor einer Stunde – *ich* weiß, daß ich satisfaktionsunfähig bin, und darum muß ich mich totschießen ... (A. Schnitzler. Leutnant Gustl)

Mit dem Wechsel der Erzählperspektive wechselt auch die KF, so können in einem Text mehrere KF vorkommen. Außerdem gibt es Modifikationen von grundlegenden KF, z.B. so eine komplizierte KF wie „**Szenische Darstellung**“ vereint in sich die „Vorgangsbeschreibung“ und Elemente der „Gegenstandsbeschreibung“.

4.4. Das Kolorit

Unter dem **Kolorit** versteht man die für konkrete Ereignisse, Sachverhalte und Situationen charakteristische Atmosphäre, die dank der sprachlichen Eigenart ihrer Wiedergabe fühlbar wird.

Die **Koloritzeichnung** ist das Resultat einer gezielten Absicht, den realistischen Hintergrund, in dem sich die Ereignisse abspielen, klar darzustellen. Bewusste Koloritzeichnung wird mit Hilfe charakterologischer Ausdrucksmittel geschaffen.

Das natürliche Kolorit entsteht ohne Zutun des Senders (lebenswahre Abbilder einer bestimmten Epoche, einer bestimmten Nation; gesellschaftliche Zustände und Ereignisse).

Typisierende Kolorite (durch gesellschaftliche Determinanten):

- *das zeitliche Kolorit* ist durch das grundlegende gesellschaftliche Moment (die Zeit) bedingt. Mittel: Historismen, Archaismen, Neologismen, Anachronismen;
- *das soziale Kolorit* ist für die Rede bestimmter Bevölkerungsgruppen und Altersstufen innerhalb bestimmter funktionaler Sphären des Sprachverkehrs kennzeichnend;
- *das nationale und das territoriale Kolorit* schaffen Varianten der Sprache. territoriale Dubletten, Dialektismen, geographische Bezeichnungen, Personennamen usw.

Das Realienwort ist eine stilistische Kategorie. Dieser Begriff vereint in sich Termini, Berufslexik, Historismen, Archaismen, Neologismen, Zitate, phraseologische Fügungen, Personennamen, Städte-, Länder-, Fluss- und Bergnamen, Ziffermaterial usw.

4.5. Die Stilfärbung (Markierung)

Die Stilfärbung ist eine dem Sprachsystem eigene linguistische Erscheinung, die die qualitative und quantitative Verwendung der sprachlichen Einheit im Kontext vorausbedingt. Sie ist eine zusätzliche, unentbehrliche Information zur lexischen und grammatischen Bedeutung. E. Rieserl unterscheidet drei Arten der Stilfärbung:

- *die funktionale Stilfärbung* gibt den kommunikativen Bereich an, in dem eine bestimmte sprachliche Gegebenheit ihren Platz hat (z.B. *hiermit*);
- *die normative Stilfärbung* haben sprachliche Mittel, die nicht zur standardsprachlichen Schicht des Sprachsystems gehören und durch folgende Markierungen gekennzeichnet sind: gespreizt, gehoben, umgangssprachlich, salopp, grob (z.B. *Antlitz – Fratze – Fresse*);
- *die expressive Stilfärbung* sprachlicher Einheiten kann nur in der Opposition expressiv/nicht expressiv (neutral) festgestellt werden (z.B. *gut – herzensgut*).

5. Stilmittel

5.1. Figuren der stilistisch kolorierten Wortfolge

Die Lockerung besteht in Ein- und Ausklammerung. Bei der Ausklammerung wird ein großer Spannungsbogen des Satzes durch einige kleinere Spannungsbögen ersetzt.

Die Absonderung ist ein weiterer Begriff als die Ausklammerung, sie erfolgt auch in dem Falle, wenn die Rahmenkonstruktion fehlt, z.B.: „*Ich habe heute im Konsum seine Frau getroffen ganz in Schwarz*“ (R. Brambach „Känsterle“).

Die Isolierung ist die Zerstückelung der Sätze, z.B.: „*Sie standen sich im Hemd gegenüber. Nachts. Um halb drei. In der Küche.*“ (W. Borchert „Das Brot“).

5.2. Figuren der Anordnung und des Platzwechsels

Die Parenthese ist eine Absonderung in der Zwischenstellung; Einschub in einen Satz, der grammatisch selbständig ist. Dieser Einschub verändert die syntaktische Ordnung nicht: „*So bitt ich – ein Versehen war's, weiter nichts – für diese rasche Tat dich um Verzeihung.*“ (H. von Kleist, „Penthesilea“).

Der Satzabbruch (Aposiopese) ist vorzeitiger Abbruch eines Satzes, oft nach Andeutung des Fortgangs. Er ist graphisch durch drei Pünktchen gekennzeichnet.

Die Prolepse ist die Wiederaufnahme eines in Spitzenstellung stehenden, abgesonderten Substantivs durch ein Pronomen oder Adverb, z.B. „*Lebenserinnerungen eines jungen Mannes – das hatte etwas Komisches und Fürwitziges ...*“ (H. Kant „Die Aula“).

Der Nachtrag ist Gegenstück zur Prolepse, die Absonderung eines Substantivs oder einer Wortgruppe in Schlussstellung, während das Pronomen oder Adverb dem Substantiv vorangeht, z.B. „*Gestern, als ich im Keller aufräumte, fand ich ihn – Großmutter's Korb*“ (E. Strittmatter „Großmutter's Korb“).

Die Inversion ist die Umstellung der gängigen Wortreihenfolge innerhalb eines Satzes: „*Ein Versager ist er, weiter nichts!*“

5.3. Figuren des Zusatzes, der Hinzufügung

Die Wiederholung bezieht sich auf alle Spracheinheiten; dieselben Phoneme, Morpheme, Wörter, Wortgruppen, Sätze können im Text mehrfach verwendet werden, um eine gewisse Stilwirkung auszulösen.

Der grammatische Parallelismus ist die gleichmäßige symmetrische Wiederkehr derselben Wortform oder Satzstruktur, z.B. „*Jetzt war es auch wieder wie im Traum, ein paar Stellen waren geblieben, ein paar waren ganz verändert.*“ (A. Seghers „Das siebte Kreuz“).

Die Anapher ist eine Wiederholung am Anfang der Sätze oder Absätze: „*Ich schreibe jetzt, ich schreibe, was ich will, ich schreibe für mein Leben gern.*“

Die Epipher ist eine Wiederholung am Ende mehrerer Sätze oder Absätze: „*Doch alle Lust will Ewigkeit, / will tiefe, tiefe Ewigkeit!*“ (F. Nietzsche „Alle Lust will Ewigkeit“)

Die Ringwiederholung ist die Wiederkehr derselben Sprachelemente am Anfang und am Ende eines Satzes oder Textes.

Die Anadiplose ist die Wiederaufnahme des letzten Wortes (Wortgruppe) eines Satzes am Anfang des nächsten Satzes: „*Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen, Wind und Wellen spielen nicht mit seinem Herzen.*“ (J.W. von Goethe „Seefahrt“).

Die Tautologie ist eine Wiederholung eines Begriffs oder Verbindung zweier Begriffe, die gleichbedeutend sind: „*Persil bleibt Persil*“, „*nie und nimmer*“, „*immer und ewig*“.

5.4. Figuren der Häufung

Die Aufzählung ist das Nacheinander von gleichartigen Bezeichnungen der Gegenstände, Handlungen, Merkmale, z.B. *„Das Göttliche in unserem Geschlecht ist also Bildung zur Humanität; alle großen und guten Menschen, Gesetzgeber, Erfinder, Philosophen, Dichter, Künstler, jeder edle Mensch in seinem Stande, bei der Erziehung seiner Kinder, bei der Beobachtung seiner Pflichten, durch Beispiel, Werk, Institut und Lehre hat dazu mitgeholfen.“* (J.G. Herder „Briefe zur Beförderung der Humanität“).

Als **Akkumulation** werden bloß aneinander gereihte Kettenglieder bezeichnet: *„Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!“* (J.W. von Goethe „Faust“).

Die Amplifikation ist eine Anhäufung mit Schlusszusammenfassung.

Die Klimax ist zu beobachten, wenn jedes nächste Glied der Aufzählung inhaltlich stärker oder genauer als das vorhergehende ist: *„Die Stadt, das Land und dann die ganze Welt.“*, *„Heute back' ich, morgen brau' ich, übermorgen hol' ich der Königin ihr Kind“* (Brüder Grimm „Rumpelstilzchen“).

Die Antiklimax ist die absteigende (fallende) Aufzählung mit umgekehrter semantischer Folge: *„Die Welt, das Land und die Stadt habe ich verloren.“*, *„Zwar bin ich gescheiter als all die Laffen, Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen“* (J.W. von Goethe „Faust“).

5.5. Figuren des Ersatzes (Tropen)

Die Metapher ist der Ersatz eines Ausdrucks durch einen sinnähnlichen bildhaften Ausdruck, der die Bedeutung des ersetzten Wortes bekommt. Abarten der Metapher: *Personifizierung, Allegorie, Symbol, Synästhesie*. Z.B. *„Mein Kopf ist ein leerer Tanzsaal.“* (G. Büchner „Leonce und Lena“).

Die Personifikation ist eine Vermenschlichung abstrakter Begriffe oder lebloser Gegenstände, indem man diesen menschliche Eigenschaften zuschreibt: *„Fabriken drohten mit ihren keuchenden Schloten“*, *„Frau Welt“*, *„Mutter Natur“*.

Die Synästhesie bezeichnet unterschiedliche Sinneseindrücke, die miteinander verbunden werden. Stilfigur kann eine Aussage verstärken: *„Das Blau schmeckt gut.“*, *„schreiendes Rot“*, *„Durch die Nacht, die mich umfängen, / Blickt zu mir der Töne Licht.“* (C. Brentano „Abendständchen“).

Die Metonymie ist ein Austausch zweier Begriffe aus unterschiedlichen Sinnbereichen aufgrund räumlicher, zeitlicher, stofflicher und logischer Beziehungen. Z.B.: *„Die ganze Stadt begrüßte die Olympiasieger“* statt Bewohner; *„Wir haben den ganzen Goethe gelesen“* statt Werk, *„Washington hat noch nicht geantwortet“* statt Person, *„Ganz Afrika hungert“* statt Bewohner oder Personen.

Die Allegorie ist eine sehr konkrete Darstellung von abstrakten Begriffen oder Gedanken, oft durch Personifikation. Das Gedachte wird in ein Bild übertragen, das erst wieder erschlossen werden muss: *„Gott Amor“* für Liebe, *„Justitia“* für Gerechtigkeit.

Das Symbol ist ein Sinnbild, das auf etwas Allgemeines hinweist. Häufig ein Gegenstand, der für einen allgemeinen Sinnzusammenhang steht: „Herz“ für Liebe, „Krone“ für Macht, „Kreuz“ für das Christentum.

Die Periphrase entsteht, wenn ein Begriff durch Worte ersetzt wird, die ihn beschreiben: „der allmächtige Vater“ für Gott, „bessere Hälfte“ als Bezeichnung für Ehepartner.

Der Euphemismus ist eine beschönigende Umschreibung einer unangenehmen, anstößigen oder gar unheilbringenden Sache: „Heimgang“ für Tod, „Freudenhaus“ für Bordell, „bildungsfern“ für ungebildet.

Der Dysphemismus ist die Abwertung einer Aussage: „Penner“ für Obdachloser.

Die Hyperbel ist eine starke Übertreibung. Entweder wird der Begriff dabei vergrößert oder verkleinert: *Schneckentempo*, *blitzschnell*, „Ein Meer von Tränen“.

Die Synekdoche entsteht, wenn ein Teil steht für das Ganze oder das Ganze für ein Teil: *Klinge* für Schwert, „*Dach über dem Kopf haben*.“

Die Ironie (im engeren Sinn) ist eine Umschreibung durch das Gegenteil. Durch die Betonung und das Satztempo wird klar, dass die Aussage der Wirklichkeit widerspricht, z.B. „*Du siehst ja heute besonders gut aus!*“

Die Ironie (im weiteren Sinn) bedeutet hinter Ernst versteckten Spott, mit dem man das Gegenteil von dem ausdrückt, was man meint, seine wirkliche Meinung aber durchblicken lässt.

Die Litotes ist die Umschreibung durch Verneinung des Gegenteils: *Das ist keine Glanzleistung*; *Er ist nicht untalentiert*.

Der Vergleich ist das In-Beziehung-Setzen zweier Wörter aus unterschiedlichen Sinnbereichen aufgrund eines gemeinsamen lexischen Bedeutungselements. Z.B. „*Mein Leben gähnt mich an wie ein großer weißer Bogen Papier*“ (G. Büchner „Leonce und Lena“); „*Ich bin so stark wie ein Löwe*.“, „*Du bist schön wie Helena*.“

Das Epitheton ist jede Merkmalsbestimmung eines Substantivs, durch die der betreffende Begriff logisch-sachlich konkretisiert oder emotional eingeschätzt wird.

E. Riesel unterteilt alle Epitheta in konkretisierende und bewertende Epitheta. Mit Hilfe *konkretisierender* Epitheta entsteht im Bewusstsein des Menschen die Vorstellung von Farbe, Form, Klang, Geruch und Tastempfindung, aber auch eine logische Schlussfolgerung auf wesentliche Merkmale und Eigenschaften, z.B. „*aschblondes Haar*“. *Bewertende* Epitheta zeigen die persönlichen Beziehungen des Senders zum Gegenstand der Darstellung, z.B. „*unverschämte Behauptung*“. Außerdem unterscheidet man *stehende* („*blauer Himmel*“), *unerwartete* („*grüner Wind*“), *tautologische* („*alter Greis*“) Epitheta und *Lieblingsepitheta* („*niedlich*“).

5.6. Figuren der Entgegensetzung

Die Antithese entsteht aus der Kontrastwirkung der Bedeutungen zweier lexikalischer oder grammatischer Größen, z.B. „*Ja gab es das denn: Mördertust und Liebeslust in einem Mann?*“ (Chr. Wolf „Kassandra“).

Der Chiasmus ist eine Kreuzstellung zweier Ausdrücke mit gleichen oder ähnlichen Lexikalischen Einheiten: *Seine Muskeln groß, klein sein Verstand.*

5.7. Figuren zum Ausdruck von Humor und Satire

Das Wortspiel kommt zustande, wenn zwei verschiedene Wörter durch eine phonetische Änderung, durch eine Variation in der Wortbildung, durch verschiedene Arten des Verschmelzens mehrerer Lexeme aufgrund gemeinsamer Teile, durch Spiel mit den lexischen Elementen einer idiomatischen Wendung u.a.m. irgendwie zueinander in Verbindung gesetzt werden. Z.B. „*Das Meer nicht mehr*“ (M. L. Kaschnitz „Steht noch dahin“).

Das Oxymoron ist die scheinbar widersinnige Verbindung von Gegensätzen, deren Vereinigung dennoch wieder eine sinnvolle Ganzheit ergibt, z.B. *dummklug*, „*Eile mit Weile*“, „*Diese Fülle hat mich arm gemacht*“, „*Es lebe der Tod!*“

Das Zeugma ist die Verbindung zweier Wörter, die nicht zusammenpassen, durch das Prädikat, um komische Wirkung, zu erzielen, z.B. „*Mit einer Axt und stillem Weh sucht man den Peter in dem Schnee*“ (W. Busch); „*Ich heiße nicht nur Heinz Erhardt, sondern auch Sie herzlich willkommen!*“, „*Ich fror vor mich hin, denn nicht nur meine Mutter, auch der Ofen war ausgegangen.*“ (H. Erhardt).

Der Sarkasmus ist bitterer Hohn, beißender Spott, z.B. „*Es ist ein köstlicher Kontrast: diese himmlisch stupiden Augen, dieser göttlich einfältige Mund, dieses scharfsinnige griechische Profil, dieser geistige Tod in diesem geistlosen Leib.*“ (G. Büchner „Leonce und Lena“).

Das Paradoxon ist eine scheinbar widersprüchliche oder abwegige Aussage, oft mit höherem Wahrheitsgehalt: „*Ich weiß, dass ich nichts weiß*“, „*Keine Regel ohne Ausnahme*“.

Die Paronomasie ist ein Wortspiel, bei dem zwei Begriffe, die ähnlich klingen, sich aber in ihrer Bedeutung unterscheiden, verbunden werden: „*Lieber arm dran als Arm ab*“, „*Verlass dich auf jemanden und du wirst verlassen*“.

PRAKTISCHER TEIL

HERMANN HESSE (1877 – 1962)

Hermann Hesse, geboren am 2. Juli 1877 in Calw (in der Nähe von Stuttgart), stammte aus einer christlichen Missionarsfamilie und verlebte eine behütete Kindheit. Er wuchs an seinem Geburtsort und in Basel auf. Die Herkunft seines baltischen Vaters und die Internationalität des missionarischen Umfelds haben ihn ebenso geprägt wie der schwäbische Pietismus. Hermann Hesse war ein willensstarkes und fantasievolles Kind und zeigte schon früh ein besonderes Talent zum Malen und Dichten.

Die Theologenlaufbahn brach er 1892 nach wenigen Monaten ab und floh aus dem Seminar in Maulbronn. Er wollte Dichter werden. Nach einem Selbstmordversuch und einem Aufenthalt in der Nervenheilanstalt Stetten besuchte er ab November 1892 das Gymnasium in Cannstatt.

1898 schloss er eine Buchhändlerlehre ab und veröffentlichte sein erstes Werk »Romantische Lieder«. 1899 zog er nach Basel, wo er auf ein anregendes intellektuelles Umfeld traf. Das karge Gehalt aus seiner Tätigkeit als Buchhandlungsgehilfe besserte er mit eigenen literarischen Arbeiten auf und finanzierte so auch 1901 seine erste Reise nach Italien; eine zweite fand 1903 statt.

1904 gelang Hermann Hesse mit dem Roman „Peter Camenzind“ der Durchbruch. 1911 unternahm er eine Reise nach Indien. Die Auseinandersetzung sowohl mit fernöstlichen Weisheitslehren als auch mit der Psychoanalyse fanden Eingang in sein Werk. In den nächsten Jahrzehnten entstanden unter anderem so berühmte Romane wie „Roßhalde“ (1914), „Demian“ (1919), „Siddhartha“ (1922) und „Der Steppenwolf“ (1927).

Während Hesse 1936 in der Schweiz den Gottfried-Keller-Preis erhielt, waren seine Werke im Nazi-Deutschland verfemt. Hermann Hesse erhielt 1946 den Nobelpreis für Literatur. Er starb am 9. August 1962 in Montagnola im Tessin.

AUS KINDERZEITEN (Auszug)

[...] beim Frühstück fragte mich die Mutter: „Denkst du auch noch einmal an den Brosi, der immer mit euch gespielt hat?“

Da rief ich ja, und sie fuhr fort mit ihrer guten Stimme: „Im Frühjahr, weißt du, wäret ihr beide miteinander in die Schule gekommen. Aber jetzt ist er so krank, daß es vielleicht nichts damit sein wird. Willst du einmal zu ihm gehen?“

Sie sagte das so ernsthaft, und ich dachte an das, was ich in der Nacht den Vater hatte sagen hören, und ich fühlte ein Grauen, aber zugleich eine angstvolle Neugierde. Der Brosi sollte, nach des Vaters Worten, den Tod im Gesicht haben, aber das schien mir unsäglich grauenhaft und wunderbar.

Ich sagte wieder ja, und die Mutter schärfte mir ein: „Denk dran, daß er so krank ist! Du kannst jetzt nicht mit ihm spielen und darfst kein Lärmen vollführen.“

Ich versprach alles und bemühte mich schon jetzt, ganz still und bescheiden zu sein, und noch am gleichen Morgen ging ich hinüber. [...] Des Brosi Mutter war eine

flinke kleine und sanfte Frau, die kam heraus und hob mich auf und gab mir einen Kuß, und dann fragte sie: „Hast du zum Brosi kommen wollen?“

Es ging nicht lang, so stand sie im oberen Stockwerk vor einer weißen Kammertür und hielt mich an der Hand. [...] Das Herz schlug mir geängstigt und ungestüm wie ein Warner, und ich zögerte nach Kräften und strebte zurück, so daß die Frau mich fast in die Stube ziehen mußte. [...] Da drehte der Brosi sich zu uns herum.

Und ich blickte aufmerksam in sein Gesicht, das war schmal und spitzig, aber den Tod konnte ich nicht darin sehen, sondern nur ein feines Licht, und in den Augen etwas Ungewohntes, gütig Ernstes und Geduldiges, bei dessen Anblick mir ähnlich ums Herz ward wie bei jenem Stehen und Lauschen im schweigenden Tannenwald, da ich in banger Neugierde den Atem anhielt und Engelschritte in meiner Nähe Vorbeigehen spürte.

„Wirst du bald wieder gesund?“

„Ja, vielleicht.“

„Wann denn?“

„Ich weiß nicht. Es dauert lang.“

Nach einer Weile merkte ich auf einmal, daß er eingeschlafen war. Ich wartete noch eine Weile, dann ging ich hinaus, die Stiege hinunter und wieder heim, wo ich sehr froh war, daß die Mutter mich nicht ausfragte. Sie hatte wohl gesehen, daß ich verändert war und etwas erlebt hatte, und strich mir nur übers Haar und nickte, ohne etwas zu sagen.

Trotzdem kann es wohl sein, daß ich an jenem Tage noch sehr ausgelassen, wild und ungattig war... Etwas Derartiges ist jedenfalls gewesen, denn ich weiß noch gut, daß am selben Abend meine Mutter mich sehr zärtlich und ernst ansah – mag sein, daß sie mich gern ohne Worte an heule morgen erinnert hätte. Ich verstand sie auch wohl und fühlte Reue, und als sie das merkte, tat sie etwas Besonderes. Sie gab mir von ihrem Ständer am Fenster einen kleinen Tonscherben voll Erde, darin steckte eine schwärzliche Knolle, und diese hatte schon ein paar spitzige, hellgrüne, saftige junge Blättlein getrieben. Es war eine Hyazinthe. Die gab sie mir und sagte dazu: „Paß auf, das geb ich dir jetzt. Später wird's dann eine große rote Blume. Dort steil ich sie hin, und du mußt darauf achtgeben, man darf sie nicht anrühren und herumtragen, und jeden Tag muß man sie zweimal gießen; wenn du es vergißt, sag ich dir's schon. Wenn es aber eine schöne Blume werden will, darfst du sie nehmen und dem Brosi hinbringen, daß er eine Freude hat. Kannst du dran denken?“

Sie tat mich ins Bett, und ich dachte indessen mit Stolz an die Blume, deren Wartung mir als ein ehrenvoll wichtiges Amt erschien, aber gleich am nächsten Morgen vergaß ich das Begießen, und die Mutter erinnerte mich daran. [...] Und sie hat es in jenen Tagen mehr als das eine Mal sagen müssen. Dennoch beschäftigte und beglückte mich damals nichts so stark wie mein Blumenstock.

Ein paar Tage lang sah es mit dem Blümlein nicht erfreulich aus, es schien an irgendeinem Schaden zu leiden und nicht die rechten Kräfte zum Wachsen zu finden. Als ich darüber zuerst betrübt und dann ungeduldig wurde, sagte die Mutter einmal:

„Siehst du, mit dem Blumenstock ist's jetzt gerade so wie mit dem Brosi, der so krank ist. Da muß man noch einmal so lieb und sorgsam sein wie sonst.“

Dieser Vergleich war mir verständlich und brachte mich bald auf einen ganz neuen Gedanken, der mich nun völlig beherrschte, ich fühlte jetzt einen geheimen Zusammenhang zwischen der kleinen, mühsam strebenden Pflanze und dem kranken Brosi, ja ich kam schließlich zu dem festen Glauben, wenn die Hyazinthe gedeihe, müsse auch mein Kamerad wieder gesund werden.

Drei oder vier Tage nach meinem ersten Besuch – die Pflanze sah noch ziemlich kümmerlich aus – ging ich wieder ins Nachbarhaus hinüber. Brosi mußte ganz, still liegen, und da ich nichts zu sagen hatte, stand ich nahe am Bett und sah das nach oben gerichtete Gesicht des Kranken an, das zart und warm aus weißen Betttüchern schaute. [...]

Das nächste Mal kam ich mit viel froherem Herzen, denn zu Haus trieb mein Blumenstock mit neuer Lust und Kraft seine spitzigen freudigen Blätter heraus. Diesmal war auch der Kranke sehr munter. [...]

Auf dem Heimweg empfand ich zum ersten Mal in meinem Leben etwas von der ahnungsvollen und verschleierte Schönheit des Vorfrühlings, das ich erst um Jahre später, ganz am Ende der Knabenzeit, wieder gespürt habe.

Was es war und wie es kam, weiß ich nicht. Ich erinnere mich aber, daß ein lauer Wind strich, daß feuchte dunkle Erdschollen am Rande der Äcker aufragten und streifenweise blank erglänzten und daß ein besonderer Föhngeruch in der Luft war. Ich erinnere mich auch dessen, daß ich eine Melodie summen wollte und gleich wieder aufhörte, weil irgend etwas mich bedrückte und still machte.

Mein Blumenstock richtete sich indessen auf, reckte die Blätter höher und erstarkte zusehends. Mit ihm wuchs meine Freude und mein Glaube an die Genesung meines Kameraden. Es kam auch der Tag, an welchem zwischen den feisten Blättern eine runde rötliche Blütenknospe sich zu dehnen und aufzurichten begann, und der Tag, an dem die Knospe sich spaltete und ein heimliches Gekräusel schönroter Blütenblätter sich mit weißlichen Rändern sehen ließ. Den Tag aber, an dem ich den Topf mit Stolz und freudiger Behutsamkeit ins Nachbarhaus hinübertrug und dem Brosi übergab, habe ich völlig vergessen.

Dann war einmal ein heller Sonnentag; aus dem dunklen Ackerboden stachen schon feine grüne Spitzen, die Wolken hatten Goldränder, und in den feuchten Straßen, Hofräumen und Vorplätzen spiegelte ein sanfter reiner Himmel. Das Bettlein des Brosi war näher ans Fenster gestellt worden, auf dessen Sims die rote Hyazinthe in der Sonne prunkte; den Kranken hatte man ein wenig aufgerichtet und mit Kissen gestützt. Er sprach etwas mehr als sonst mit mir, über seinen geschorenen blonden Kopf lief das warme Licht fröhlich und glänzend und schien rot durch seine Ohren. Ich war sehr guter Dinge und sah wohl, daß es nun schnell vollends gut mit ihm werden würde. Seine Mutter saß dabei, und als es ihr genug schien, schenkte sie mir eine gelbe Winterbirne und schickte mich heim.

Als ich wieder, vermutlich am folgenden Morgen, in des Brosi Krankenstube stand, hatte seine Mutter beständig den Finger am Mund und sah mich warnend an, der

Brosi aber lag mit geschlossenen Augen leise stöhnend da. Ich schaute bang in sein Gesicht, es war bleich und vom Schmerz verzogen, und als seine Mutter meine Hand nahm und sie auf seine legte, machte er die Augen auf und sah mich eine kleine Weile still an. Seine Augen waren groß und verändert, und wie er mich ansah, war es ein fremder wunderlicher Blick wie aus einer weiten Feme her, als kenne er mich gar nicht und sei über mich verwundert, habe aber zugleich andere und viel wichtigere Gedanken. Auf den Zehen schlich ich nach kurzer Zeit wieder hinaus.

Am Nachmittag aber, während ihm auf seine Bitte die Mutter eine Geschichte erzählte, sank er in einen Schlummer, der bis zum Abend dauerte und währenddessen sein schwacher Herzschlag langsam einträumte und erlosch.

Als ich ins Bett ging, wußte es meine Mutter schon. Doch sagte sie mir es erst am Morgen, nach der Milch. Darauf ging ich den ganzen Tag traumwandelnd umher und stellte mir vor, daß der Brosi zu den Engeln gekommen und selber einer geworden sei. Daß sein kleiner magerer Leib mit der Narbe auf der Schulter noch drüben im Hause lag, wußte ich nicht, auch vom Begräbnis sah und hörte ich nichts. Meine Gedanken hatten viel Arbeit damit, und es verging wohl eine Zeit, bis der Gestorbene mir fern und unsichtbar wurde.

ERLÄUTERUNGEN ZUM TEXT

<i>die Stiege</i>	a) steile, enge Treppe (aus Holz); b) süddt., öster. Treppe
<i>die Knolle</i>	rundliches, unter der Erde wachsendes Gebilde an Pflanzen, das der Speicherung von Nährstoffen und bei einigen Pflanzen der ungeschlechtlichen Fortpflanzung dient
<i>der Föhn</i>	beim Überströmen von Luft über ein Gebirge entstehender warmer, trockener Fallwind
<i>der Brosi;</i> <i>des Brosi Mutter;</i> <i>mit dem Brosi</i>	umgangssprachlicher Gebrauch des Artikels beim Eigennamen
<i>die kam heraus</i>	umg. – sie kam heraus
<i>die Wartung</i>	von „warten“ – pflegen, betreuen (die Pflege und Wartung der Maschinen; Kind und Kuh verlangen Wartung)
<i>ungattig</i>	unartig (ungebräuchlich)

I. AUFGABENSTELLUNGEN ZUM INHALT DES TEXTES

1. Beantworten Sie folgende Fragen zum Inhalt des Textes.

- a) In welcher Verfassung war der Junge, als er von seiner Mutter über die Krankheit seines Freundes Brosi hörte? Wie kann man seine Reaktion erklären?

- b) Welche Absicht verfolgte die Mutter, als sie den Jungen fragte, ob er einmal zu seinem Freund gehen wolle? Was schärfte sie ihm dabei ein?
- c) Warum zögerte der Junge vor der weißen Kammertür, hinter der sein Freund lag?
- d) Wonach suchte der Junge in Brosis Gesicht? Was sah er darin?
- e) Wieso war der Junge nach dem Besuch bei Brosi verändert? Warum fragte ihn die Mutter nicht aus? Wie benahm sie sich ihm gegenüber? Wie konnte sie ihn ohne Worte an den Besuch bei Brosi erinnern?
- f) Welche Bewandnis hatte es mit der Hyazinthe? Was beabsichtigte die Mutter, als sie ihrem kleinen Sohn die Knolle anvertraute?
- g) Was veranlasste den Jungen, das Blümlein zu pflegen? Was für ein Gedanke beherrschte ihn bald völlig?
- h) Welchen Eindruck machen auf Sie die nächsten Besuche des Jungen bei Brosi? Bewegen ihn jetzt die gleichen Gefühle wie früher?
- i) Was fiel dem Jungen auf, als er Brosi das letzte Mal sah?
- j) Wie reagierte er auf die Nachricht über Brosis Tod? Wie brachte ihm seine Mutter diese Nachricht bei?
- k) Warum hatten seine Gedanken viel Arbeit mit Brosi und seinem Schicksal?
- l) Was halten Sie von dem Benehmen der Mutter?

2. Übersetzen Sie aus dem vorliegenden Text zwei Absätze schriftlich in die Muttersprache von „Ein paar Tage lang sah es mit dem Blümlein nicht erfreulich aus [...] bis „Drei oder vier Tage nach meinem ersten Besuch [...]“.

3. Formulieren Sie in knapper Form den Gegenstand des Textauszuges.

4. Erstellen Sie eine Gliederung zum Text.

5. Fassen Sie den Inhalt des Textes (die Fabel) kurz zusammen.

6. Bestimmen Sie den Grundgedanken des Textes.

II. AUFGABENSTELLUNGEN ZUR SPRACHLICHEN GESTALTUNG DES TEXTES

1. Bestimmen Sie die Erzählperspektive der Novelle. Was erreicht der Autor mit der von ihm gewählten Erzählperspektive im Text?

2. Erläutern Sie die Komposition des Textes:

1) Analysieren Sie die Semantik der Beziehungen zwischen den einzelnen Sätzen und Absätzen im Text und weisen Sie nach, dass es sich dabei im Allgemeinen um die zeitliche Abfolge handelt, die dem Text den Stilzug *Dynamik* verleiht. Nennen Sie die Mittel des Zeitfeldes, die der Autor in seinem Werk gebraucht.

2) Nennen Sie die Mittel der Verdichtung im Text.

3) Erklären Sie den Gebrauch der verbalen Formen in folgenden Sätzen, bestimmen Sie ihren stilistischen Wert:

a) [...] ich dachte an das, was ich in der Nacht den Vater hatte sagen hören[...]

b) [...] sie hatte es in jenen Tagen mehr als das ein Mal sagen müssen [...]

- c) [...]den Tod konnte ich nicht darin sehen, sondern nur ein feines Licht, und in den Augen etwas Ungewohntes, gütig Ernstes und Geduldiges, bei dessen Anblick mir ähnlich ums Herz ward, wie bei jenem Stehen und Lauschen im schweigenden Tannenwald, da ich in banger Neugierde den Atem anhielt und Engelsschritte in meiner Nähe Vorbeigehen spürte.
- 4) Erklären Sie den Gebrauch der Pronomen in den folgenden Sätzen:
- a) Des Brosi Mutter war eine kleine, flinke und sanfte Frau, die kam heraus und gab mir einen Kuß [...]
 - b) Und ich blickte aufmerksam in sein Gesicht, das war schmal und spitzig.
3. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes:*
- 1) Mit welchen Mitteln wird im Text das *zeitliche* Kolorit geschaffen?
 - 2) Wie schafft der Autor das *örtliche* Kolorit?
 - 3) Mit welchen Mitteln wird im Text das *soziale* Kolorit geschaffen? Prüfen Sie, welchen Anteil dabei der Artikelgebrauch hat. Weisen Sie das in folgenden Beispielsätzen nach:
 - a) [...] beim Frühstück fragte mich die Mutter: „Denkst du auch noch einmal an den Brosi, der immer mit euch gespielt hat?“.
 - b) „Hast du zum Brosi kommen wollen?“
 - c) „Siehst du, mit dem Blumenstock ist's jetzt gerade so wie mit dem Brosi, der so krank ist“.
4. *Sprechen Sie über die Art und die Funktion der Stilmittel im Text.*
- 1) Informieren Sie sich über den Gebrauch folgender stilistisch markierter Wörter und Ausdrücke aus dem Text. Ermitteln Sie, welche Unterschiede sich beim Vergleich mit den stilistisch neutralen Varianten ergeben:
 - die Stiege – süddt., österr. Treppe;
 - stolchen – negativ, ziellos und müßig umherlaufen;
 - j-n ins Bett tun – umg. j-n ins Bett legen;
 - der Scherben – landsch. – irdener Topf.
 - 2) Suchen Sie Wörter und Ausdrücke, die die Entwicklung der Hyazinthe zeigen. Nennen Sie Ableitungen und Zusammensetzungen, die unter diesen lexikalischen Einheiten Vorkommen, gehen Sie auf ihre Besonderheiten ein.
 - 3) Stellen Sie lexische Mittel (Wörter und Wendungen) zusammen, die den Zustand des Kranken wiedergeben.
 - 4) Welche Mittel gebraucht der Autor, um die Gefühle und das Benehmen des Jungen beim ersten Besuch des kranken Freundes darzustellen? Beachten Sie dabei die Wortwahl, Epitheta, Vergleiche.
 - 5) Welche Funktion erfüllt die Hyazinthe im Text? Schreiben Sie sprachliche Mittel aus dem Text heraus, die das allmähliche Wachstum und das Gedeihen der Blume sowie die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung ihres Zustands mit dem Zustand von Brosi zeigen. Bestimmen Sie diese Mittel.
 - 6) Begründen Sie den Gebrauch des Konjunktivs und des Konditionalis in folgenden Sätzen. Erklären Sie ihre Funktion:
 - a) [...] mag sein, daß sie mich gern ohne Worte an heute morgen erinnert hätte.

b) Ich war sehr guter Dinge und sah wohl, daß es nun schnell vollends gut mit ihm werden würde.

- 7) Schreiben Sie die Stilmittel aus dem Text heraus, die die geschickte Handlungsweise der Mutter, ihr Bestreben, dem Jungen Mitgefühl und Verantwortungsgefühl anzuerziehen, darstellen. Bestimmen Sie ihre Art. Welche Mittel zeigen die Liebe des Kindes zur Mutter, die Verbundenheit der beiden?

5. Äußern Sie Ihre Meinung zur Einstellung des Autors zu Brosi, zu dem Ich-Erzähler, zu seiner Mutter. Wen halten Sie für die wichtigste Figur der Erzählung? Begründen Sie Ihre Meinung.

Erklären Sie, an welchen Textstellen der epische Grundton zum suggestiven, geheimnisvoll-spannenden, erregten, ehrfurchtsvollen, episch-verklärten, besorgten, ergriffenen und bewegten Ton wechselt. Begründen Sie, wie die oben erwähnten Tonarten mit dem Anliegen des Autors korrelieren und durch welche sprachlichen Mittel sie geschaffen werden.

LUISE RINSER (1911 – 2002)

Luise Rinser wurde am 30. April 1911 in Landsberg am Lech im Stadtteil Pitzling als Tochter eines Lehrers geboren.

Nach Abschluss der Schule mit Abitur studierte sie Psychologie und Pädagogik. Ab 1935 arbeitete sie als Volksschullehrerin, kam aber ihrer Entlassung durch eigene Kündigung zuvor, da sie sich weder für die NSDAP, noch für die NS-Formation einsetzen lassen wollte. Das erste Werk von ihr mit dem Titel „Die gläsernen Ringe“ kam 1941 heraus. Das Buch brachte ihr Publikationsverbot und Gefängnis ein. Rinser wurde 1944 wegen Hochverrats und Wehrkraftzersetzung verhaftet. Ihr drohte das Todesurteil, doch durch die Befreiung durch die Amerikaner wurde das Urteil nicht vollstreckt. Die Erlebnisse jener Zeit schrieb sie in ihrem Roman „Gefängnis-Tagebuch“ nieder. Rinser wurde eine der bekanntesten deutschen Schriftstellerinnen der Nachkriegszeit.

Von 1945 bis 1953 war sie freie Mitarbeiterin für die „Neue Zeitung“ in München. In dieser Zeit entstanden die Bücher „Mitte des Lebens“ und „Daniela“. 1959 heiratete sie in zweiter Ehe den Komponisten Carl Orff, die Ehe hielt jedoch nur sechs Jahre. In den sechziger Jahren erschienen „Die vollkommene Freude“ und „Ich bin Tobias“. Weitere bekannte Werke sind „Mirjam“ (1983), „Geschichten aus der Löwengrube“ (1986) und „Abaelards Liebe“ (1991). Die letzte Veröffentlichung war die Legende „Bruder Esel“.

Luise Rinser starb am 18. März 2002 an Herzversagen in Unterhaching bei München.

SCHAUFEL UND BESEN

Wenn ich mich recht erinnere, war ich acht Jahre alt, also in dem Alter, in dem Kinder meiner Generation noch fest daran glaubten, daß Weihnachtsgeschenke ohne Umweg vom Christkind kämen, und wenn der kleine, halbwache Verstand anfang zu bemerken, daß auch die Eltern nicht unbeteiligt waren, so half er sich nicht eine Weile mit der Unterscheidung zwischen ganz richtigen Christkindgeschenken und solchen von Eltern und aus Geschäften. Ich wollte ein ganz richtiges Geschenk. Da ich nicht wie andere Kinder das Christkind für eine Art Zauber hielt, sondern durchaus richtig für die zweite göttliche Person, in Kindesgestalt freilich, und da ich also füglich und richtig dieser Kindgestalt die gleiche göttliche Allwissenheit zuschrieb wie Gott dem Vater, so schien es mir überflüssig, sinnlos, ja häretisch (wenn ich dieses Wort noch nicht kannte, so doch die Sache), es erschien mir, wollte ich sagen, häretisch, diesem göttlich allwissenden Kinde meine Wünsche in einem Brief mitzuteilen, wie es üblich war. Ich, ganz spirituell, ich dachte meinen Wunsch. Ich dachte ihn neunmal hintereinander heftig, dann ließ ich's darauf ankommen. Neunmal dachte ich ihn, weil die Zahl neun, dreimal drei, bei mir schon von je eine Rolle spielte.

Aber was wünschte ich denn so heftig? Eine kleine Kehrschaufel und einen Besen. Warum gerade das? Wer kann es wissen. Mir jedenfalls erschienen Schaufel und Besen für mein weiteres Leben unentbehrlich. Der Heiligabend kam, Schaufel und Besen lagen nicht unter dem Christbaum. Ich gab nicht sofort auf, ich suchte und

suchte, suchte unter dem Tisch, dem Sofa, im Nebenzimmer, vor dem Fenster. Die Eltern waren ratlos, dann ärgerlich, dann böse, denn ich schwieg, und meine Suche muß etwas Besessenes gehabt haben. Schließlich setzte ich mich auf einen Stuhl und blieb da sitzen, die Hände im Schoß, kerzengerade und stumm. Ich war gestorben, Weihnachten war gestorben. Die Eltern bedrängten mich immer stärker, und da dies mir lästig war und da mir ja nun ohnehin alles gleichgültig war, stand ich auf und begann mit ihren Geschenken zu spielen. Ich wahrte Haltung, war stolz und spielte Stunde um Stunde mit den Spielsachen für ein richtiges Kind. Ein steinernes Kind tat, als spielte es, und täuschte die Eltern. Endlich war es Zeit, in die Mitternachtsmette zu gehen. Ich wurde warm verpuppt, bekam zwei runde, in der Ofenröhre erhitzte Bachkiesel in die Manteltaschen und eine kleine Sturmlaterne in die Hand, und wir gingen zur Kirche. Wir lebten auf dem Land, zwischen Chiemsee und Gebirge. Es lag Schnee, sicherlich lag Schnee, damals lag an Weihnachten immer Schnee, schöner, funkelnder, knirschender Schnee. Von überall her, von weit her kamen die Bauern mit Stalllaternen, schweigend, dampfend, mit großen Schritten, die Kinder voraus oder nebenher im Schnee, in den Taschen Knallfrösche und bengalische Zündhölzer für den Heimweg. Wer ist auf dem Dorf aufgewachsen und sehnt sich nicht sein Leben lang danach, noch einmal Kind zu sein, dort und für diese eine Nacht? Aber das Kind, das ich damals war, das war aus Stein. Es hatte Haltung, es ging brav zur Kirche, um pflichtgemäß jenes Kind anzubeten, dessen Allwissenheit und Allmacht anzuzweifeln es allen Grund zu haben glaubte. In der Kirche war es schön wie immer an Weihnachten, das Schiff im Dunkel, die Krippe am Altar im Licht und mein Vater spielte die Orgel zum Hochamt, es war sehr große und schöne Orgel, sie ist es heute noch, die Orgel in Übersee am Chiemsee. Aber all das zählte nicht. Ich kniete, steinern, ein Steinengel auf einem Kindergrab, eine gefährliche Stunde lang, die entscheiden konnte über ein ganzes Menschenleben. Wer konnte wissen, wie tief dieser erste echte Glaubenszweifel reichte? Das Amt ging zu Ende, und wie immer spielte mein Vater zum Auszug etwas von Bach. Damals war es eine große Fuge, das kannte die musikalische Kleine, denn sie spielte ja selber längst Klavier und Harmonium. Sie horchte auf. Diese Musik stieß hart an den Stein. Der Stein aber wollte nicht aufgesprengt werden, er hielt sich trotzig. Aber die Musik ließ nicht nach, sie bohrte den Stein von allen Seiten an, drang zuletzt vor bis ins Herz des steinernen Engels. Er weinte nicht, so leicht weinte er nicht, aber er ergab sich, anders ist es nicht zu sagen. Und da, unerwartet einbrechend durch alle Schmerzkanäle, kam Weihnachten. Alles war plötzlich da: Kerzen, die Krippe, das Kind im Stall, Sterne groß und hart funkelnd vor den Spitzbogenfenstern, und „Stille Nacht, heilige Nacht“, alle Süßigkeit, Weihnacht unverletzt, und mitten darin, zu einem Nichts aus Licht geworden, der Schmerz um Schaufel und Besen, der kein Schmerz mehr war, nur mehr eine flüchtige Erinnerung, und der ebenso flüchtige Einfall, daß ich ja Tante Fanny bitten konnte, mir Schaufel und Besen zu kaufen, wenn, ja wenn mir der Sinn noch danach stehen sollte nach dieser Nacht, in der ich Schaufel und Besen überwachsen hatte.

ERLÄUTERUNGEN ZUM TEXT

<i>häretisch</i>	vom kirchlichen Dogma abweichend, ketzerisch
<i>spirituell</i> (lat.)	geistig, den Bereich unmittelbarer Sinneserfahrung überschreitend
<i>der Heiligabend</i>	der 24. Dezember, der Abend vor dem ersten Weihnachtstag
<i>etwas Besessenes haben der Schoß</i>	von einer Leidenschaft, Idee ganz erfüllt sein die Fläche, die die Oberschenkel und der Unterleib bilden, wenn man auf einem Stuhl sitzt
<i>die Mitternachtsmesse, die Messe</i>	katholischer Gottesdienst
<i>verpuppen, sich</i>	(zool.) eine Raupe verpuppt sich (eine Raupe bildet sich zur Puppe um)
im Text: <i>wurde warm verpuppt</i> <i>die Sturmlaterne</i>	wurde warm angezogen Laterne, die auch bei Sturm nicht verlischt, weil sie ein durchsichtiges Gehäuse als Schutz gegen Wind und Regen hat
<i>die Stalllaterne</i> <i>der Knallfrosch</i> <i>das (Kirchen-)Schiff</i>	Laterne für den Stall springender Feuerwerkskörper meist von Westen nach Osten gerichteter, langgestreckter Innenraum einer Kirche
<i>die Krippe</i>	1. Gestell, in das man das Futter für Hirsche, Rehe, Pferde legt 2. Modell mit Figuren, einem Stall und einer Krippe, mit dem die Geburt von Jesus Christus dargestellt wird
<i>das Hochamt</i> <i>der Hochaltar</i> <i>Übersee (f: Sing., ohne Art.)</i>	rel. kath. feierliche Messe vor dem Hochaltar rel. kath. erhöhter Hauptaltar einer Kirche (die Länder jenseits des Weltmeeres, bes. Amerika); hier: Ort in Bayern
<i>das Harmonium</i> (griech.)	Tasteninstrument, dessen freischwingende Metallzungen durch den Luftstrom aus einem Tretbalg zum Tönen gebracht werden

I. AUFGABENSTELLUNGEN ZUM INHALT DES TEXTES

1. Antworten Sie auf folgende Fragen zum Text:

- a) Wie charakterisiert die Autorin ein Kind von acht Jahren?
- b) Welche Vorstellungen hatte das Mädchen vom Christkind?

- c) Welchen Weihnachtswunsch hatte das Mädchen und wie vermittelte es dem Christkind diesen Wunsch?
- d) Was hatte die vergebliche Suche nach dem Geschenk zur Folge?
- e) Wie machte man das Kind für den Gang zur Mitternachtsmesse fertig?
- f) Wie sah es zu Weihnachten auf dem Lande aus?
- g) Wodurch entsteht das Gefühl der Weihnacht in der Kirche?
- h) Welche Wirkung hatte die große Fuge von Bach auf die Kleine?
- i) Was bedeuten die Worte: ich hatte Schaufel und Besen überwachsen?

2. Übersetzen Sie die Textstelle von „Sie horchte auf“ bis zum Ende des Textes in die Muttersprache.

3. Bestimmen Sie den Gegenstand des Textes.

4. Erstellen Sie eine Gliederung zum Text.

5. Fassen Sie den Inhalt des Textes (die Fabel) kurz zusammen.

6. Bestimmen Sie den Grundgedanken des Textes.

II. AUFGABENSTELLUNGEN ZUR SPRACHLICHEN GESTALTUNG DES TEXTES

1. Welche Erzählperspektive wählte die Autorin des Textes?

2. Sprechen Sie zur Komposition des Textes:

1) Bestimmen Sie die Zeitform der Verben im Text, begründen Sie die Wahl dieser Formen.

2) Nennen Sie die sprachlichen Mittel, die die Zeitabfolge im Text wiedergeben und ihm die Dynamik verleihen.

3. Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes. Bestimmen Sie, welches Kolorit jedes der folgenden Realienwörter dem Text verleiht:

Weihnachtsgeschenke, das Christkind, Gott, die göttliche Person, häretisch, Kehrschaufel und Besen, der Christbaum, Weihnachten, Mitternachtsmesse, die Ofenröhre, die Sturmlaterne, Knallfrösche, bengalische Zündhölzer, Kirche, Chiemsee, das Schiff, die Krippe am Altar, das Hochamt, die Orgel, in Übersee, Bach spielen, Fuge, Klavier, Harmonium, Spitzbogenfenster, „Stille Nacht, heilige Nacht“.

4. Sprechen Sie über die Art und Funktion der Stilmittel des Textes.

1) Bestimmen Sie die Art der Epitheta und ermitteln Sie ihre Funktion im Text:

a) der kleine, halbwake Verstand;

b) ein richtiges Geschenk;

c) eine kleine Kehrschaufel;

d) ein steinernes Kind;

e) schöner, funkelnder, knirschender Schnee;

f) eine sehr große und schöne Orgel;

g) eine gefährliche Stunde;

h) der steinerne Engel;

- i) eine flüchtige Erinnerung.
- 2) Bestimmen Sie die Art der Wiederholungen und Aufzählungen und ermitteln Sie ihre Funktion im Text:
- a) Ich dachte ihn neunmal hintereinander heftig, dann ließ ich's darauf ankommen. Neunmal dachte ich ihn (...).
 - b) (...) ich suchte und suchte, suchte unter dem Tisch, dem Sofa, im Nebenzimmer, vor dem Fenster.
 - c) Die Eltern waren ratlos, dann ärgerlich, dann böse, denn ich schwieg.
 - d) Ich war gestorben, Weihnachten war gestorben.
 - e) (...) und da dies mir lästig war und da mir ja nun ohnehin alles gleichgültig war (...).
 - f) (...) war stolz und spielte Stunde um Stunde mit den Spielsachen Für ein richtiges Kind. Ein steinernes Kind tat, als spielte es (...).
 - g) Es lag Schnee, sicherlich lag Schnee, damals lag an Weihnachten immer Schnee, schöner, funkelnder, knirschender Schnee.
 - h) Diese Musik stieß hart an den Stein. Der Stein aber wollte nicht aufgesprengt werden, er hielt sich trotzig.
- 3) Bestimmen Sie die Art der expressiven Wortfolge und ermitteln Sie ihre Funktion im Text:
- a) Schließlich setzte ich mich auf einen Stuhl und blieb da sitzen, die Hände im Schoß, kerzengerade und stumm.
 - b) Von überall her, von weit her kamen die Bauern mit Stalllaternen, schweigend, dampfend, mit großen Schritten, die Kinder voraus oder nebenher im Schnee, in den Taschen Knallfrösche und bengalische Zündhölzer für den Heimweg.
 - c) Wir lebten auf dem Land, zwischen Chiemsee und Gebirge.
 - d) Wer ist auf dem Dorf aufgewachsen und sehnt sich nicht sein Leben lang danach, noch einmal Kind zu sein, dort und für diese eine Nacht?
 - e) Aber das Kind, das ich damals war, das war aus Stein.
 - f) Ich kniete, steinern, ein Steinengel auf einem Kindergrab, eine gefährliche Stunde lang, die entscheiden konnte Über ein ganzes Menschenleben.
 - g) Und da, unerwartet einbrechend durch alle Schmerzkanäle, kam Weihnachten.
- 4) Bestimmen Sie die Art der folgenden Stilmittel und ermitteln Sie ihre Funktion im Text:
- a) (...) daß auch die Eltern nicht unbeteiligt waren (...).
 - b) Da ich nicht wie andere Kinder das Christkind für eine Art Zauber hielt, (...) und da ich also füglich und richtig dieser Kindgestalt die gleiche göttliche Allwissenheit zuschrieb wie Gott dem Vater, so schien es mir überflüssig, sinnlos, ja häretisch (wenn ich auch dieses Wort noch nicht kannte, so doch die Sache), es erschien mir (...).
 - c) Ich kniete, steinern, ein Steinengel auf einem Kindergrab.

- d) Diese Musik stieß hart an den Stein.
- e) Aber die Musik ließ nicht nach, sie bohrte den Stein von allen Seiten an, drang zuletzt vor bis ins Herz des steinernen Engels.
- f) Und da, unerwartet einbrechend durch alle Schmerzkanäle, kam Weihnachten.
- g) (...) daß ich ja Tante Fanny bitten konnte, mir Schaufel und Besen zu kaufen, wenn, ja wenn mir der Sinn noch danach stehen sollte nach dieser Nacht, in der ich Schaufel und Besen überwachsen hatte.

5. *Sprechen Sie auf der Grundlage des Textes über die Einstellung der Autorin zum Dargestellten.* Erklären Sie anhand der Textstellen, warum die Autorin den epischen Grundton durch einen geheimnisvollen und begeisternd-mitreisenden Ton ersetzt.

KERSTIN HENSEL (GEB. 1961)

Kerstin Mensel gehört zu der jüngeren Generation der deutschen Schriftsteller, die die Wiedervereinigung Deutschlands herbeigesehnt und durchgesetzt haben.

Sie wurde 1961 in Karl-Marx-Stadt (jetzt Chemnitz) geboren. Ihre Mentalität wurde durch das Leben in der DDR geprägt. Ihr kritischer Geist spiegelt sich in ihrem Schaffen wider, wovon die Titel der von der Schriftstellerin herausgegebenen Erzählbände zeugen: „Aus meinem Sudelbuch“ (1983), „Im Schlauch“ (1993).

Die Kurzgeschichte „Macht macht's“ ist der zweiten dieser Sammlungen entnommen.

MACHT MACHT'S (Berliner Abende VI)

Als der Briefträger kürzlich durch den Dreck des Scheunenviertels zu mir stapfte, brachte er mir diesmal außer den üblichen Steuermahnungen und beleidigenden Honoraranweisungen etwas ganz Besonderes: eine gelbe Karte mit Goldschrift und roter Banderole: die Einladung zur Eröffnung des neuen Berliner HILTON-Hotels (ehemals Domhotel). Das mir? dachte ich und erschauerte bei dem Gedanken, nun zur absoluten Prominenz gezählt zu werden.

Flugs meine proletarische Abstammung ignorierend – Spieltrieb und Neugier erwachten gleichzeitig! – warf ich mich in meinen besten Ostzonenrock und in die neuen italienischen Schuhe, stöckelte durch Fladen von Hundescheiße die Linienstraße entlang, stieg über Berlins neuerworbene Penner und in den U-Bahn-Schacht; stolperte, zehn Minuten später, als einzige per pedes erscheinende Geladene über die Kante eines purpurnen Teppichs, welcher direkt den Ausgang U-Bahn Stadtmitte verlängerte und mir unmißverständlich den Weg wies: Hinein in die neue Zeit. Dichterin des Abschaums und der Armut!

Ein Dutzend reizender Knaben, historiengetreue Pagen, dienerten mich ins Hotelinnere. Hinter mir entstieg duftende Prominenz herrlichen Wagen: Mutationen königlicher Kaleschen! Nun war ich dabei. Die Macht begrüßte mich gnädig mit zwei männlichen und zwei weiblichen Händedrücken. Eine bauchige Phiole forderte nunmehr den Einwurf meiner Visitenkarte. Ich hatte keine und ergriff, schamglühenden Kopfes, das erste Glas Sekt aus den Händen eines schwarzbefrackten Herrn, der eine Dame war. Das exerzierende Lächeln der Macht hieß mich, nicht herumzustehen, sondern weiterzugehen, tief, tief in die neue Zeit hinein, die mir doch vorenthalten wurde, Jahr um Jahr, jeglichen Genuß kappend. Eine blonde Harfenspielerin ließ, vor einem künstlichen Wasserfällchen postiert, ihr Gift ins Publico tropfen – glücklicherweise erspähte ich in diesem Moment, inmitten der lächelnden Macht, endlich bekannte Kollegen. Deren schalksnärrisch verzerrte Gesichter verrieten das Ziel ihres Daseins: Den Kapitalismus schädigen, wo's nur geht, das heißt saufen und fressen, bis es zu den Ohren wieder rauskommt!

Diese stinklinke progressive Parole erwies sich als uneinlösbar, in dem Moment, als die Macht das hotelweite Büfett eröffnete und wir, in Baumwollrock und geborgtem Frack (das Fähnchen im Inneren des guten Stücks wies noch auf „Eigentum

des Volkes“ hin), die ersten Happen exotischer Köstlichkeiten mit ungeübtem Gaumen verschlangen. Freilich, auch die hohe Kultur alter Zeiten hatte uns gelegentlich, um uns bei Laune zu halten, mit superben Empfängen auf Kongressen und in Ministerien belohnt; daß dieses aber, in Anbetracht kulinarischer HILTON-Exzesse, ordinäre sozialistische Hausmannskost gewesen war, leuchtete uns ein.

Portiönchen von Seeteufelchen in Hummermarinade, Kaviarhäufchen, Ochsenbrüstchen in Supertrüffelchen, Käschen, Kräbchen, petit pains, Marzipanmonster, Früchtchen, nochmals zurück zu den Seeteufelchen, Putenschenkelchen, Froschfüßchen – hoi; und dann: meine Premiere im Austernschlürfen. Ein eingeweihter Kollege schlürfte vor, ich kopierte ihn aufs trefflichste. Der Ekel saß mir schon in den Haarwurzeln. Ich ließ von den Seefotzen ab und schluckte den guten Wein, den die Macht pausenlos nachschenkte.

Inzwischen walzte Macht und Prominenz, gemeinsam durch das Hotel, einzweidrei, einzweidrei, immer im Wechselschritt – Schrapnelle donnerten übers Parkett, ich suchte Deckung und pirschte zum Ausgang. Noch einmal schüttelte der Kapitalismus mir die Hände und freute sich, daß ich gekommen war und einen tiefen Schluck Zukunft genommen hatte.

Unter meinem Hals waberten verdächtig, gemischt mit Sekt, die unzähligen Speiseportiönchen, die ich genossen hatte, ich gab sie, kaum der U-Bahn entstiegen, noch mitten auf dem Rosa-Luxemburg-Platz der Straße wieder, von der ich gekommen war; und durch die gewohnte und liebgewonnene Hundescheiße, vorbei an Säuern, Pennern, Krakeelern, ging ich und freute mich des Jahrhunderts.

ERLÄUTERUNGEN ZUM TEXT

<i>der Exzeß</i>	Maßlosigkeit, Ausschreitung
<i>die Hausmannskost</i>	einfaches, nahrhaftes kräftiges Essen
<i>der Wechselschritt</i>	der Schritt, bei dem im schnellen rhythmischen Wechsel das zurückgestellte Bein neben das vorgestellte gesetzt und das vorgestellte wieder nach vorn gestellt wird
<i>der Krakeeler (ital.)</i>	umg. abwertend jmd., der krakeelt
<i>krakeelen</i>	schreien, laut und unschön singen, sich geräuschvoll streiten

I. AUGABENSTELLUNGEN ZUM INHALT DES TEXTES

1. *Beantworten Sie folgende Fragen zum Textinhalt.*
 - a) Hat die Schriftstellerin die Einladung zur Eröffnung des Hotels erwartet?
 - b) Ist es ein ganz neues Hotel? Worauf ist seine Umbenennung Ihrer Meinung nach zurückzuführen?
 - c) Wie hat sich die Schriftstellerin zur Eröffnung des Hotels gekleidet?
 - d) Wie sieht ihr Weg zum Hotel aus?

- e) Fühlt sie sich beim Betreten des Hotels den anderen Gästen ebenbürtig?
- f) Wie deutet die Verfasserin die Stimmung ihrer Kollegen?
- g) Wie sehen ihre Kollegen aus?
- h) Wie ist das Essen?
- i) Sind die Kollegen solche Empfänge gewohnt?
- j) Wie ist der Nachhauseweg? Wie kontrastiert er mit der Atmosphäre des Hotels? Wie würden Sie den Satz deuten:
 “[...] und durch die gewohnte und liebgewonnene Hundescheiße, vorbei an Säubern, Pennern, Krakeelern, ging ich und freute mich des Jahrhunderts“.
 Nennen Sie noch einen Satz aus dem Text, der mit diesem Gedanken der Verfasserin im Zusammenhang steht.

2. Übersetzen Sie den Absatz, der mit „Ein Dutzend reizender Knaben [...]“ beginnt, in die Muttersprache.

3. Formulieren Sie den Gegenstand des Auszuges.

4. Stellen Sie eine Gliederung zum Text zusammen.

5. Geben Sie den Inhalt des Textes wieder.

6. Bestimmen Sie den Hauptgedanken des Textes.

II. AUFGABENSTELLUNGEN ZUR SPRACHLICHEN GESTALTUNG DES TEXTES

1. Bestimmen Sie die Erzählperspektive des Textes.

2. Erläutern Sie die Besonderheiten der Komposition:

1) Stellen Sie fest, wie das Räumliche im Text ausgedrückt wird, indem Sie folgende Sätze näher betrachten:

- a) Ich stöckelte durch Fladen von Hundescheiße die Linienstraße entlang, stieg über Berlins neuerworbene Penner und in den U-Bahn-Schacht [...]
- b) Hinter mir entstieg duftende Prominenz herrlichen Wagen [...]
- c) Das exerzierende Lächeln der Macht hieß mich nicht herumzustehen, sondern weiterzugehen [...]

2) Analysieren Sie folgende Sätze auf bildhafte Verben, gehen Sie auf die Besonderheiten ihrer Bedeutung ein:

- a) Ich [...] stöckelte [...] die Linienstraße entlang; stolperte [...] über die Kante eines purpurnen Teppichs [...]
- b) Ein Dutzend reizender Knaben [...] dienerten mich ins Hotelinnere.
- c) Ein eingeweihter Kollege schlürfte vor [...]

Suchen Sie weitere Sätze, wo bildhafte Verben vorkommen.

3) Verfolgen Sie im Text, wie Dynamik wiedergegeben wird. Prüfen Sie die Leistung von Temporalsätzen, Adverbialbestimmungen der Zeit und Handlungsverben.

4) Analysieren den Gebrauch der Zeitformen. Welche Zeitform herrscht hier vor? Welche Zeitformen bilden den Hintergrund?

- 5) Betrachten Sie den Satzbau im Text. Welche Sätze überwiegen hier? Gehen Sie auf ihre stilistische Leistung ein.
3. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes:*
 - 1) Mit welchen Mitteln werden im Text das örtliche und das zeitliche Kolorit geschaffen?
4. *Sprechen Sie über die Art und die Funktion der Stilmittel im Text:*
 - 1) Inwieweit trägt der Titel dieser Geschichte zur Realisierung des Hauptanliegens bei? Welches Stilmittel enthält er? Welchen Ton verleiht dieses Mittel der ganzen Geschichte?
 - 2) Erklären Sie, warum die Autorin für ihre Erzählung den heiter-ironischen Ton gewählt hat? Erläutern Sie an den Beispielen aus dem Text, welche Mittel diesen Ton schaffen.
 - 3) Bestimmen Sie die Leistung der Ironie, Epitheta, Wortwahl, Metapher bei der Darstellung von Lebensumständen der Verfasserin.
 - 4) Prüfen Sie die stilistische Leistung der Ironie in folgenden Sätzen:
 - a) Die Macht begrüßte mich gnädig mit zwei männlichen und zwei weiblichen Händedrücken.
 - b) Den Kapitalismus schädigen, wo's nur geht, das heißt saufen und fressen, bis es zu den Ohren wieder rauskommt!
 - c) Diese stinklinke progressive Parole erwies sich als uneinlösbar [...]
 - 5) Analysieren Sie die Stilmittel im Absatz 3, in dem das Eintreffen der prominenten Gäste und die vornehme Begrüßung beschrieben werden. Nennen Sie verschiedene Arten von Epitheta, Übertragungen der Bedeutung, Mittel der Ironie und Satire. Mittel der syntaktischen Expressivität.
 - 6) Wie kommt im Text der Gedanke zum Ausdruck, dass die Kollegen der Schriftstellerin und sie selbst in dieser Gesellschaft fremd sind? Welche Stilmittel sind bei der Beschreibung ihrer Kleidung, ihres Benehmens beim Essen gebraucht?
5. *Sprechen Sie zusammenfassend über die Einstellung der Autorin zum Dargestellten.* Prüfen Sie dabei die Leistung der Erzählperspektive und des Tons des Textes.

RAYMUND TÖPFER (GEB. 1957)

Raymund Töpfer gehört zu den Autoren, die mit großem Engagement zu moralisch-ethischen Problemen der Gegenwart schreiben. Er wurde 1957 in der ehemaligen DDR geboren, deshalb sind seine ersten Werke durch die sozialistische Wirklichkeit geprägt. Als Berufsschullehrer sammelte er Erfahrungen im Umgang mit jungen Menschen, die er in seinen literarischen Werken verwertet.

Zur Zeit der Veröffentlichung seiner Erzählung „Frei zur Adoption“ (1987) arbeitete er als Kulturdezernent und studierte am Literaturinstitut in Leipzig.

FREI ZUR ADOPTION

Das Moped, das er zum siebzehnten Geburtstag bekommen sollte, hatte er irgendwo abgestellt. Er wußte nicht, ob er schon einmal diese Flure gegangen war, sie schienen alle gleich zu sein. Dann stand er vor der Tür. In weitem Bogen schwang sie sich zur Decke. Er scheute sich, hart anzuklopfen. Lange stand er, trat dann ein. Im Gang eine Pritsche, ein kleiner runder Tisch, eine Zeitung am Boden, und irgendwo schlug Metall gegen Glas. Die Schwester beachtete ihn nicht.

„Entschuldigung“, wiederholte er – und, als sie von ihrer Arbeit aufsaß: „Ich hätte gern, ich meinte, ich wollte...“

„Sicher zur Mutti!“ Die Schwester hielt ein Röhrchen in der Hand. Rote Flüssigkeit, Blut vielleicht – er sah zu Boden. Er stellte richtig, warum er gekommen war.

„Sie sind das!“ sagte die Schwester. „Sie können nicht rein. Keine Besuchszeit!“

„Soll ich dann später noch mal kommen?“

„Schon gut. Die übernächste Tür, wenn du rauskommst, rechts. Fünf Minuten! Nicht länger! Und klopfe vorher an!“

Als er eingetreten war, sah er, noch an der Tür stehend, wie sich rechts und links aus den Betten die Gesichter ihm zudrehten. Er wußte nicht, wohin er blicken sollte. Der Raum war weiß und kalt, und durch das Fenster sah er den Block gegenüber. An jedem Bett standen beladene Schränkchen. Er sah dann das Mädchen, das sich in die Haare fuhr, über die Lippen strich und das Hemd auf der Brust ordnete. Er ging auf sie zu. Er bemühte sich, so leise wie möglich aufzutreten. Das Lächeln das hatte sich nicht verändert. Und peinlich berührt, bemerkte er, daß auf ihrem Nachtschrank keine Blumen standen.

„Tag“, sagte er. Er hätte Blumen mitbringen sollen.

Aber er hatte es vergessen.

„Tag“, sagte sie. Sie gaben sich die Hand. Er sah dabei ihre Brust. „Setz dich doch!“ sagte sie. „Schön, daß du gekommen bist.“

„Bin mit dem Moped gekommen“, sagte er.

„Woher hast du's gewußt?“ fragte sie.

„Die Ines hat's mir geschrieben“, sagte er. Er hatte den Brief noch in der Hosentasche. Er hätte aufstehen müssen, um ihn vorzuzeigen.

„Lange kann ich nicht bleiben“, sagte er. „Wenn Vater merkt, daß ich ohne Fahrerlaubnis gefahren bin, nimmt er mir das Moped noch ganz weg. Und die Schwester hat auch nur fünf Minuten erlaubt!“

„Schön, daß du trotzdem gekommen bist!“ sagte das Mädchen.

„Anderthalb Stunden bin ich gefahren“, sagte er.

„Ja.“ Ihre Brust bewegte sich unter dem Hemd. Sie nahm seine Hand. Er sah sich um. Er sah die Gesichter der anderen Frauen.

„Wie war das alles?“ fragte er. „Ich meine, wie geht's dir jetzt?“

„Ach, so lala.“ Das Mädchen richtete sich auf. „Vorher, das war schlimmer. Hab ich dir ja erzählt. Seit der Scheidung ist sie eben so. Hab mich nicht getraut, ihr was zu sagen. Weiß nicht, warum. Dann mußte ich's austragen. – Aber, daß du gekommen bist!“

„Tut das ...“, sagte er. „Ich meine, tut's sehr weh? Das?“

„Ja“, sagte sie.

„Hab ich nicht gewollt...“, sagte er. Er hockte auf dem Stuhl, die Haare zerzaust, die Hände zwischen den Knien. Er wußte nicht viel von ihr, nur das, was sie ihm auf der Fahrt erzählt hatte. Nach der Schule, nach den Prüfungen, jeden Tag war sie in das Geschäft der Mutter gelaufen, hatte geholfen bis Ladenschluß und länger ... Sie hatte sich nichts anderes vorstellen können. Das Trinkgeld hatte sie für die Abschlußfahrt gespart. Die Mutter arbeitete hart und war sparsam. Doch für die Abschlußfahrt hatte sie ihre Tochter neu eingekleidet. Exquisit von Kopf bis Fuß.

„Fängst du nun in der Boutique an, bei deiner Mutter?“ fragte er.

„Ach, der Laden“, sagte sie. „Heute kam Mutter, hatte es eilig. Ich hätte es doch so leicht haben können. (Hätte ich wirklich.) Die viel Unterstützung, was sie früher nicht gehabt hätte. Den Weg des geringsten Widerstandes sei ich gegangen, wie das eben die Jugend heutzutage so täte...“

„Deine Mutter?“ fragte er.

„Ja“, sagte sie. „Damals, wie sie dasaß, ohne Schminke, die gelösten Haare im Gesicht – das war schlimm. Da hab ich ihr versprochen: Die Lehre werde ich beenden, ja, Mama. Ich bin doch jung! Alle wollen mir helfen! Ich möcht's ja auch mal besser haben, ja, Mama. Ich paß auf, künftig. Wie alle.“

Er rutschte auf seinem Stuhl vor und zurück. Er verstand sie nicht. Er wünschte sich, hier so schnell wie möglich wieder weg zu dürfen.

Das Mädchen richtete sich auf. „Name des Vaters? fragten sie. Wollen Sie das Kind behalten? – Was kannst du dem Kind schon bieten? – Da steht man allein. Allein! Muß sich entscheiden! Alle reden darüber. – Dann hatte Mutter damit begonnen, Kindersachen zu kaufen. Hemdchen und Jäckchen und Strampler und Windeln und Unterlagen und eine Plastwanne, Bettschuhchen... Und einen Platz hinten im Lagerraum hatte sie frei gemacht für das Kinderbett, tagsüber. Und sie wußte so genau, wie wir alles machen werden mit mir und dem Kind und dem Weiterkommen. Und ich stand dabei. Verstehst du? Ich stand nur dabei! Niemals mehr, verstehst du, ich hab gedacht, kommst du weg von hier. Wenn erst das Kind da ist, kommst du nie mehr weg ... Und dann fragten sie: Name des Vaters? Wollen Sie das Kind behalten?“

Im Zimmer war es still. Sie hatte sich wieder gelegt. Sie deckte ihre Hand über die Augen. Ihm wurde warm in der Lederjacke. Er hätte gern ein Fenster geöffnet, aber er wußte nicht, ob das erlaubt war. Und sein Hals war trocken, und der Schweiß brach ihm aus. Im Zimmer war es still.

„Alles wird gut“, sagte er. „Wir bleiben zusammen. Wie vorher.“

Sie drehte sich ihm zu. „Wie denn?“ fragte sie. „Sind wir denn noch wie vorher? Wie waren wir denn vorher?“

„Kann ich es – sehen?“ fragte er.

„Was?“

Er sah auf ihre Hausschuhe, die schon etwas ausgetreten waren. Draußen klappte eine Tür. Im Zimmer war es still. Seit er den Brief bekommen hatte, war er bereit, die Konsequenzen zu tragen. Er hatte darüber sogar mit seinem Vater gesprochen. Er verstand sie nicht. Warum sagt sie das? dachte er. Er hätte sie jetzt gern an der Brust berührt.

„Ich geh weg von zu Hause“, sagte sie entschlossen, als hätte sie schon lange darüber nachgedacht.

„Warum denn?“ fragte er. Auf dem Flur klapperten mehrere Türen. Im Zimmer war es still.

„Ich muß weg.“, sagte sie.

„Kann ich es wenigstens sehen?“ drängte er.

„Nein.“

„Warum denn nicht? Ich bin schließlich ...“

„Nein“, sagte sie. Sie hatte die Hände über den Augen. „Es ist ein Mädchen. Hat schwarzes Haar. Wie meines! Hat meine Haare. Solche!“ Sie strich sich über den Kopf. Mehrmals.

„Und die Augen?“ fragte er.

Sie drehte sich zur Wand. „Ich weiß es nicht“, sagte sie. „Konnte nichts sehen. Hatte die Augen zu. Alles ging so schnell!“

Er sah seitlich im Hemd ihre volle Brust. Er verstand sie nicht. Er wollte das Kind sehen.

„Sie zeigen es nicht mehr“, sagte das Mädchen. „Damit man später kein Bild mit sich herumträgt. Sie nehmen es schnell. Geben es gleich weiter...“

Er griff ins Betttuch. Dann sprang er auf. Er hatte verstanden. Er hätte sie schlagen können. Schreien vor Schmerz. Was hatte er nicht alles auf sich nehmen müssen, schon jetzt! Und sie hatte das Kind...! dachte er.

„Das Kind ... hast du ... weggegeben ...!“ Er sah sie nur verschwommen. Sie hatte die Faust im Mund. Er stand noch vor ihrem Bett. Die Frauen hatten sich aufgerichtet. Langsam entwich er zur Tür. Wer so etwas fertigbringt! dachte er. Er sah die Gesichter der Frauen. Er sah das Mädchen im Bett. Dann lief er davon. Sie lag noch an der Wand.

ERLÄUTERUNGEN ZUM TEXT

<i>die Adoption</i>	das Annehmen eines Kindes, dessen Vater/Mutter man selbst nicht ist, als eigenes Kind
<i>die Pritsche</i>	einfaches Bett
<i>zerzaust</i>	in Unordnung gebrachte Haare
<i>exquisit</i>	hervorragend, ausgesucht, sehr gut
<i>„Exquisit“</i>	ehemals Name von DDR-Geschäften mit einem Angebot von Waren bester Qualität zu höheren Preisen als in normalen Läden
<i>die Boutique</i>	kleiner Laden für modische Neuheiten
<i>so lala</i>	durchschnittlich, einigermaßen
<i>der Strampler</i>	Babykleidung: der Strampelanzug, eine Hose für Babys, die auch die Füße bedeckt und über der Schulter befestigt wird
<i>ausgetreten</i>	zerschlissen (vom langen Tragen)

I. AUFGABENSTELLUNGEN ZUM INHALT DES TEXTES

1. Beantworten Sie folgende Fragen zum Text:

- a) Wie wird der Leser über das Alter der Hauptgestalten informiert?
- b) Woran erkennt man, dass die Erzählung in einem Krankenhaus spielt?
- c) Was ist der Grund für die Schüchternheit des Jungen?
- d) Wie reagiert das Mädchen auf den Besuch ihres Freundes?
- e) Was interessiert den Jungen bei seinem Besuch im Krankenhaus?
- f) Wie ist das Verhältnis des Mädchens zu seiner Mutter?
- g) Welche Meinung hat die Mutter zu der Entscheidung ihrer Tochter?
- h) Warum versteht der Junge seine Freundin nicht?
- i) Wie sieht er seine eigene Rolle bei der Entstehung dieser Situation?
- j) Was bewog das Mädchen, ihr Kind zur Adoption freizugeben?
- k) Wie reagiert der Junge auf diese Entscheidung des Mädchens?
- l) Warum hat der Autor den Hauptgestalten dieser Erzählung keinen Namen gegeben?

2. Übersetzen Sie den Absatz, der mit den Worten beginnt: „Das Mädchen richtete sich auf. „Name des Vaters? fragten sie (...)“ in Ihre Muttersprache.

3. Bestimmen Sie den Gegenstand des Textes.

4. Erstellen Sie eine Gliederung zum Text.

5. Geben Sie den Inhalt des Textes wieder. Versuchen Sie dabei, die Ereignisse chronologisch aufzubauen.

6. Bestimmen Sie den Grundgedanken des Textes.

II. AUFGABENSTELLUNGEN ZUR SPRACHLICHEN GESTALTUNG DES TEXTES

1. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive des Textes.*
2. *Sprechen Sie zur Komposition des Textes:*
 - 1) Wie erklären Sie den präteritalen Rahmen der Erzählung?
 - 2) Schreiben Sie die expliziten Mittel zur Wiedergabe der Zeitabfolge aus dem Text heraus. Was ist für die Zeitabfolge dieses Textes charakteristisch? Wie lange dauern einzelne Teilhandlungen des Besuchs in der Klinik? Vergleichen Sie die Zeitlänge der Handlungen in den Erinnerungspassagen der beiden Hauptgestalten.
 - 3) Schreiben Sie aus dem Text die sprachlichen Mittel heraus, die die räumlichen Beziehungen wiedergeben und dem Text Anschaulichkeit verleihen (Mittel des Lokalfeldes). Bestimmen Sie, welchen Anteil dabei Präpositionen, Richtungsangaben und Verbpräfixe haben.
 - 4) Wie erklären Sie den Gebrauch des Präsens, der direkten Rede und der erlebten Rede im Text? Welches Element der Kompositionsform „Szenische Darstellung“ bilden Textteile mit diesen Mitteln?
3. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.* Erklären Sie, welches Kolorit folgende Wörter schaffen:
 - a) *die Schwester, die Pritsche, ein Röhrchen, Blut, die Besuchszeit, das Bett, der Nachtschrank;*
 - b) *das Kind, (das Kind) austragen, Kindersachen, Strampler. Windeln, Bettschuhchen, das Kinderbett;*
 - c) *die Schule, Prüfungen, die Abschlußfahrt, die Lehre;*
 - d) *die Boutique, der Laden, der Ladenschluß, das Trinkgeld.*Warum ist der Autor äußerst sparsam mit Mitteln, die das nationale und zeitliche Kolorit schaffen?
4. *Sprechen Sie über die Funktion der Stilmittel im Text:*
 - 1) Erklären Sie, welche Gefühle mit Hilfe der Aposiopese ausgedrückt werden:
 - a) „Entschuldigung“, wiederholte er – und, als sie von ihrer Arbeit aufsaß: „Ich hätte gern, ich meinte, ich wollte...“
 - b) „Tut das...“, sagte er. „Ich meine, tut's sehr weh? Das?“
 - c) „Hab ich nicht gewollt...“
 - d) Nach der Schule, nach den Prüfungen, jeden Tag war sie in das Geschäft der Mutter gelaufen, hatte geholfen bis Ladenschluß und länger
 - e) Den Weg des geringsten Widerstandes sei ich gegangen, wie das eben die Jugend heutzutage so täte...“
 - f) Wenn erst das Kind da ist, kommst du nie mehr weg...
 - g) Und sie hatte das Kind...! dachte er. „Das Kind... hast du ... weggegeben...!“
 - 2) Finden Sie elliptische Sätze im Text und erläutern Sie ihre Funktion.
 - 3) Bestimmen Sie die Art der syntaktischen Expressivität und ermitteln Sie ihre Funktion im Text:

- a) *Doch für die Abschlußfahrt hatte sie ihre Tochter neu eingekleidet. Exquisit von Kopf bis Fuß.*
 - b) *„Fängst du nun in der Boutique an, bei deiner Mutter?“ fragte er.*
 - c) *„Damals, wie sie dasaß, ohne Schminke, die gelösten Haare im Gesicht – das war schlimm.*
 - d) *Ich paß auf, künftig. Wie alle.“*
 - e) *Dann hatte Mutter damit begonnen. Kindersachen zu kaufen. Hemdchen und Jäckchen und Strampler und Windeln und Unterlagen und eine Plastwanne, Bettschuhchen...*
 - f) *Und einen Platz hinten im Lagerraum hatte sie frei gemacht für das Kinderbett, tagsüber.*
 - g) *Er heilte sie schlagen können. Schreien vor Schmerz.*
 - h) *Was hatte er nicht alles auf sich nehmen müssen schon jetzt!*
- 4) Bestimmen Sie die Art der Wiederholungen und ermitteln Sie ihre Funktion im Text:
- a) *„Da steht man allein. Allein!*
 - b) *„Und ich stand dabei. Verstehst du? Ich stand nur dabei!*
 - c) *„Niemals mehr, verstehst du, ich hob gedacht, kommst du weg von hier. Wenn erst das Kind da ist, kommst du nie mehr weg...“*
 - d) *„Name des Vaters? fragten sie. Wollen Sie das Kind behalten? (...) Und dann fragten sie: Name des Vaters? Wollen Sie das Kind behalten?“*

5. Sprechen Sie anhand des Textes über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.

Welche Rolle spielt der Ton des Textes, der von beunruhigt-aufgereiztem über sachlich-registrierenden bis schüchternen, erregten und verzweifelten Ton wechselt. Inwiefern kann der Ton etwas über die Einstellung des Autors zum Dargestellten aussagen? Auf wessen Seite liegt die Sympathie des Autors (vgl. erlebte Rede)? Wie bewerten Sie die dargestellte Situation. Würden Sie eine andere Lösung für diese Situation vorschlagen?

HEINRICH BÖLL (1917 – 1985)

Heinrich Böll, der am 21. Dezember 1917 in Köln als Sohn eines Bildhauers und Schreinermeisters geboren wurde, ist einer der bedeutendsten deutschen Nachkriegsautoren. Er war Romancier, Erzähler, Hörspiel- und Fernsehspielautor, Essayist, Dramatiker und auch Übersetzer aus dem Niederländischen und Englischen.

Nach dem Abitur machte Böll eine Lehre als Buchhändler, leistete 1938 – 1939 Arbeitsdienst und begann danach das Studium der Altphilologie. Nach einem Semester musste er jedoch sein Studium abbrechen, denn er wurde im Juli 1939 zum Wehrdienst einberufen. Bis zum Ende des Krieges blieb er in der Armee. Nach seiner Rückkehr aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft studierte Böll eine Zeit lang Germanistik an der Universität Köln. Von 1951 bis zu seinem Tod 1985 lebte er als freischaffender Schriftsteller in Köln.

Von Heinrich Böll sagt man, dass es keinen literarischen Preis gibt, den er nicht bekommen hat: 1972 wurde ihm auch der Nobelpreis verliehen.

Sein künstlerisches Schaffen begann Böll mit Kurzgeschichten. Er bezeichnete die Kurzgeschichte als seine liebste Form, sie sei besonders „gegenwärtig, intensiv und straff“: „(...) sie bleibt für mich die reizvollste Prosaform, weil sie am wenigsten schablonisierbar ist“.

Eine leidenschaftliche Abrechnung mit dem Krieg stellen die Kurzgeschichten in der Sammlung „Wanderer, kommst du nach Spa...“ (1950) dar, ebenso wie die Erzählung „Der Zug war pünktlich“ (1949) und der Roman „Wo warst du Adam?“ (1951). Weitere bedeutende Romane von ihm sind „Und sagte kein einziges Wort“ (1953), „Haus ohne Hüter“ (1954), „Billard um halb zehn“ (1959), „Ansichten eines Clowns“ (1963), „Gruppenbild mit Dame“ (1971) u.a.

In diesen Romanen zeigt Böll das Elend der Vereinsamung in der bürgerlichen Gesellschaft, zugleich entlarvt er religiöses Pharisäertum, Heuchelei und aufgeblasenes Managertum; Hoffnung lebt in den Kindern, die bei Böll häufig als personifizierte einfache Wahrheit erscheinen.

„Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral“ wurde in der Sammlung „Unfertig ist der Mensch“ (1967) veröffentlicht.

ANEKDOTE ZUR SENKUNG DER ARBEITSMORAL

In einem Hafen an der westlichen Küste Europas liegt ein ärmlich gekleideter Mann in seinem Fischerboot und döst. Ein schick angezogener Tourist legt eben einen neuen Farbfilm in seinen Fotoapparat, um das idyllische Bild zu fotografieren: blauer Himmel, grüne See mit friedlichen, schneeweißen Wellenkämmen, schwarzes Boot, rote Fischermütze. Klick. Noch einmal: klick, und da aller guten Dinge drei sind und sicher ist, ein drittes Mal: klick. Das spröde, fast feindselige Geräusch weckt den dösenden Fischer, der sich schläfrig aufrichtet, schläfrig nach seiner Zigarettenschachtel angelt. Aber bevor er das Gesuchte gefunden, hat ihm der eifrige Tourist schon eine Schachtel vor die Nase gehalten, ihm die Zigarette nicht gerade in den Mund gesteckt, aber in die Hand gelegt, und ein viertes Klick, das des Feuerzeugs, schließt die eilfertige Höflichkeit ab.

Durch jenes kaum meßbare, nie nachweisbare Zuviel an flinker Höflichkeit ist eine gereizte Verlegenheit entstanden, die der Tourist – der Landessprache mächtig – durch ein Gespräch zu Oberbrücken versucht. „Sie werden heute einen guten Fang machen.“

Kopfschütteln des Fischers. „Aber man hat mir gesagt, daß das Wetter günstig ist.“ Kopfnicken des Fischers. „Sie werden also nicht ausfahren?“ Kopfschütteln des Fischers, steigende Nervosität des Touristen. Gewiß liegt ihm das Wohl des ärmlich gekleideten Menschen am Herzen, an ihm nagt die Trauer über die verpaßte Gelegenheit.

„Oh? Sie fühlen sich nicht wohl?“ Endlich geht der Fischer von der Zeichensprache zum wahrhaft gesprochenen Wort über.

„Ich fühle mich großartig“, sagt er. „Ich habe mich nie besser gefühlt.“ Er steht auf, reckt sich, als wolle er demonstrieren, wie athletisch er gebaut ist. „Ich fühle mich phantastisch.“

Der Gesichtsausdruck des Touristen wird immer unglücklicher, er kann die Frage nicht mehr unterdrücken, die ihm sozusagen das Herz zu sprengen droht: „Aber warum fahren Sie dann nicht aus?“

Die Antwort kommt prompt und knapp.

„Weil ich heute morgen schon ausgefahren bin.“

„War der Fang gut?“

„Er war so gut, daß ich nicht noch einmal auszufahren brauche, ich habe vier Hummer in meinen Körben gehabt, fast zwei Dutzend Makrelen gefangen!“

Der Fischer, endlich erwacht, taut jetzt auf und klopft dem Touristen beruhigend auf die Schulter. Dessen Gesichtsausdruck erscheint ihm als ein Ausdruck zwar unangebrachter, doch rührender Kümmeris.

„Ich habe gleich für morgen und übermorgen genug“, sagt er, um des Fremden Seele zu erleichtern.

„Rauchen Sie eine von meinen?“

„Ja, danke.“

Zigaretten werden in die Mäuler gesteckt, ein fünftes Klick, der Fremde setzt sich kopfschüttelnd auf den Bootsrand, legt die Kamera aus der Hand, denn er braucht jetzt beide Hände, um seiner Rede Nachdruck zu verleihen.

„Ich will mich ja nicht in Ihre persönlichen Angelegenheiten mischen“, sagt er, „aber stellen Sie sich mal vor, Sie führen heute ein zweites, ein drittes, vielleicht sogar ein viertes Mal aus, und Sie würden drei, vier, fünf; vielleicht sogar zehn Dutzend Makrelen fangen. Stellen Sie sich das mal vor!“

Der Fischer nickt.

„Sie würden“, fährt der Tourist fort, „nicht nur heute, sondern morgen, übermorgen, ja, an jedem günstigen Tag zwei-, dreimal, vielleicht viermal ausfahren – wissen Sie, was geschehen würde?“

Der Fischer schüttelt den Kopf.

„Sie würden sich in spätestens einem Jahr einen Motor kaufen können, in zwei Jahren ein zweites Boot, in drei oder vier Jahren könnten Sie vielleicht einen kleinen

Kutter haben, mit zwei Booten oder dem Kutter würden Sie natürlich viel mehr fangen – eines Tages würden Sie zwei Kutter haben. Sie würden die Begeisterung verschlägt ihm für einen Augenblick die Stimme, Sie würden ein kleines Kühlhaus bauen, vielleicht eine Räucherei, später eine Marinadenfabrik, mit einem eigenen Hubschrauber rundfliegen, die Fischschwärme ausmachen und Ihren Kuttern per Funk Anweisungen geben. Sie könnten die Lachsrechte erwerben, ein Fischrestaurant eröffnen, den Hummer ohne Zwischenhändler direkt nach Paris exportieren – und dann...” – wieder verschlägt die Begeisterung dem Fremden die Sprache. Kopfschüttelnd, in tiefstem Herzen betrübt, seiner Urlaubsfreuden schon fast verlustig, bückt er auf die friedlich hereinrollende Flut in der die ungefangenen Fische munter springen. „Und dann“, sagt er, aber wieder verschlägt ihm die Erregung die Sprache.

Der Fischer klopft ihm auf den Rücken wie einem Kind, das sich verschluckt hat. „Was dann?“ fragt er leise.

„Dann“, sagt der Fremde mit stiller Begeisterung, „dann könnten Sie beruhigt hier im Hafen sitzen, in der Sonne dösen – und auf das herrliche Meer blicken.“

„Aber das tu ich ja schon jetzt“, sagte der Fischer, „ich sitze beruhigt am Hafen und döse, nur Ihr Klicken hat mich dabei gestört“. Tatsächlich zog der solcherlei belehrte Tourist nachdenklich von dannen, denn früher hatte er auch einmal geglaubt, er arbeite, um eines Tages einmal nicht mehr arbeiten zu müssen, und es blieb keine Spur von Mitleid mit dem ärmlich gekleideten Fischer in ihm zurück, nur ein wenig Neid.

ERLÄUTERUNGEN ZUM TEXT

<i>dösen</i>	schlummern, halbwach träumen
<i>der Wellenkamm</i>	oberster Teil einer Weile, oft mit weißem Schaum
<i>spröde</i>	hier: hart, kühl
<i>eifertig</i>	hier: übertrieben eifrig, dienstfertig
<i>gereizte Verlegenheit</i>	ärgerliche Unsicherheit, gereizte, verlegene Atmosphäre
<i>nagen</i>	wie Ratten und Mäuse fressen hier: etw. nagt an jmdm.=etw. quält jmdn.
<i>unangebracht</i>	überflüssig, unpassend, nicht wünschenswert
<i>die Kümmeris</i>	Sorge, Kummer, innere Not
<i>prompt</i>	ohne Zögern
<i>Nachdruck verleihen</i>	betonen
<i>der Kutter</i>	großes Fischerboot
<i>die Räucherei</i>	Raum oder Gebäude, in dem z. B. Wurst, Schinken oder Fisch durch Rauch haltbar gemacht wird
<i>die Lachsrechte</i>	das Recht, Lachse zu fangen
<i>sich verschlucken</i>	irgendwas in den Hals bekommen und dann husten müssen

von dannen ziehen weggehen
(veralt.)

der Hummer

großer (Meeres-)Krebs mit kräftigen Scheren,
dessen Fleisch als Delikatesse gegessen wird

I. AUFGABENSTELLUNGEN ZUM INHALT DES TEXTES

1. Beantworten Sie folgende Fragen zum Text:

- a) Wo spielt sich die Geschichte ab?
- b) Was reizt den Touristen, Fotos zu machen?
- c) Wie benimmt sich der Tourist, um den Fischer, den er im Halbschlaf gestört hat, freundlich zu stimmen?
- d) Warum steigt die Nervosität des Touristen, als er erfährt, dass der Fischer auch bei gutem Wetter nicht ausfahren wird?
- e) Wieso machen die Antworten des Fischers den Touristen immer unglücklicher?
- f) Wie begründet der Fischer seine Entscheidung, nicht noch einmal auszufahren?
- g) Welchen Rat gibt ihm der Tourist?
- h) Was ist nach Meinung des Touristen das Ziel menschlicher Tätigkeit?
- i) Warum meint der Fischer, dass er dieses Ziel schon erreicht hat?
- j) Wie ist die Reaktion des Touristen darauf?

2. Übersetzen Sie den Text von der Stelle „Durch jenes kaum meßbare nie nachweisbare Zuviel (...)“ bis zu „(...) an ihm nagt die Trauer über die verpaßte Gelegenheit“ in Ihre Muttersprache.

3. Bestimmen Sie den Gegenstand des Textes.

4. Erstellen Sie eine Gliederung zum Text.

5. Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen.

6. Bestimmen Sie die Pointe und den Grundgedanken des Textes.

II. AUFGABENSTELLUNGEN ZUR SPRACHLICHEN GESTALTUNG DES TEXTES

1. Bestimmen Sie die Erzählperspektive des Textes.

2. Sprechen Sie zur Komposition des Textes:

- 1) Weisen Sie anhand von Beispielen aus dem Text die Wiedergabe räumlicher Beziehungen im Text nach; beachten Sie dabei explizite und implizite Mittel des Lokalfeldes.
- 2) Bestimmen Sie die vorherrschende Zeitform des Textes und erklären Sie ihre Bedeutung für die Komposition.
- 3) Bestimmen Sie die expliziten und impliziten Mittel zur Wiedergabe der Zeitabfolge im Text.

3. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.* Versuchen Sie, die Staatsangehörigkeit des Touristen und des Fischers zu bestimmen und begründen Sie Ihre Aussage durch Beispiele aus dem Text.

4. *Sprechen Sie über die Art und Funktion der Stilmittel des Textes:*

1) Bestimmen Sie die Art der Epitheta und ihre Funktion im Text:

- a) ärmlich gekleideter Mann;
- b) das idyllische Bild;
- c) friedliche schneeweiße Wellenkämme;
- d) ein schwarzes Boot;
- e) das spröde, fast feindselige Geräusch;
- f) die eilfertige Höflichkeit;
- g) flinke Höflichkeit;
- h) steigende Nervosität;
- i) rührende Kummernis;
- j) der solcherlei belehrte Tourist.

2) Stellen Sie fest, durch welches Stilmittel in den folgenden Beispielen eine heitere Ironie der Aussage entsteht. Begründen Sie die Anwendung dieses Stilmittels. Welche Rolle spielen dabei Antithesen und Wiederholungen?

- a) In einem Hafen an der westlichen Küste Europas liegt ein ärmlich gekleideter Mann in seinem Fischerboot und döst. Ein schick angezogener Tourist legt eben einen neuen Farbfilm in seinen Fotoapparat, um das idyllische Bild zu fotografieren: (...)
- b) „Sie werden also nicht ausfahren?“ Kopfschütteln des Fischers, steigende Nervosität des Touristen.
- c) Gewiß liegt ihm das Wohl des ärmlich gekleideten Menschen am Herzen, an ihm nagt die Trauer über die verpaßte Gelegenheit.
- d) Der Gesichtsausdruck des Touristen wird immer unglücklicher, er kann die Frage nicht mehr unterdrücken, die ihm sozusagen das Herz zu sprengen droht: „Aber warum fahren Sie dann nicht aus?“
- e) Kopfschüttelnd, in tiefstem Herzen betrübt, seiner Urlaubsfreuden schon fast verlustig, blickt er auf die friedlich hereinrollende Flut, in der die ungefangenen Fische munter springen. „Und dann“, sagt er, aber wieder verschlägt ihm die Erregung die Sprache.
- f) Der Fischer klopft ihm auf den Rücken wie einem Kind, das sich verschluckt hat.

5. *Sprechen Sie anhand des Textes über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.* Beachten Sie dabei den Titel, Besonderheiten des literarischen Genres „Anekdote“ und den Ton des Textes. Inwiefern gibt der muntere, heiter-ironische Ton des Anfangs, der gutmütig-ironische Ton der Mitte, der erregt-euphorische Ton der Annäherung zu Pointe und der ironisch-belehrende Ton des Nachspiels die Einstellung des Autors zum Dargestellten wieder?

BERTOLT BRECHT (1898 – 1956)

Bertolt (eigentlich: Eugen Berthold Friedrich) Brecht wurde am 10. Februar 1898 in Augsburg geboren. Nach dem Notabitur 1917 immatrikulierte er sich in München für Medizin und Naturwissenschaften, ging aber vorwiegend seinen literarischen Neigungen nach.

1922 wurde sein erstes Stück „Trommeln in der Nacht“ in München uraufgeführt. Sein Drama „Baal“ erschien in Buchform.

1924 siedelte Brecht nach Berlin über, wo er am Deutschen Theater als Dramaturg für Max Reinhardt arbeitete. Ab 1926 beeinflusste Brechts Hinwendung zum Marxismus zunehmend sein Werk. Es entstanden sogenannte Lehrstücke.

1928 wurde „Die Dreigroschenoper“ im Theater am Schiffbauerdamm uraufgeführt. Damit führte Brecht das von ihm konzipierte „epische Theater“ ein: Durch den Einsatz von Verfremdungseffekten soll die Identifikation des Zuschauers mit dem Geschehen auf der Bühne erschwert werden. Angestrebt wird stattdessen eine kritische Distanz.

Ab 1933 lebte Brecht im Exil in verschiedenen europäischen Ländern und in den USA. In dieser Zeit entstanden unter anderem „Mutter Courage und ihre Kinder“ und „Das Leben des Galilei“.

Brecht wurde 1949 künstlerischer Leiter des Theaters und 1951 mit dem Nationalpreis der DDR ausgezeichnet.

WENN DIE HAIFISCHE MENSCHEN WÄREN

„Wenn die Haifische Menschen wären“, fragte Herrn K. die kleine Tochter seiner Wirtin, „wären sie dann netter zu den kleinen Fischen?“ – „Sicher“, sagte er. „Wenn die Haifische Menschen wären, würden sie im Meer für die kleinen Fische gewaltige Kästen bauen lassen, mit allerhand Nahrung drin, sowohl Pflanzen als auch Tierzeug. Sie würden sorgen, daß die Kästen immer frisches Wasser hätten, und sie würden überhaupt allerhand sanitäre Maßnahmen treffen. Wenn zum Beispiel ein Fischlein sich die Flosse verletzen würde, dann würde ihm sogleich ein Verband gemacht, damit es den Haifischen nicht wegstürbe vor der Zeit. Damit die Fischlein nicht trübsinnig würden, gäbe es ab und zu große Wasserfeste; denn lustige Fischlein schmecken besser als trübsinnige. Es gäbe natürlich auch Schulen in den großen Kästen. In diesen Schulen würden die Fischlein lernen, wie man in den Rachen der Haifische schwimmt. Sie würden zum Beispiel Geographie brauchen, damit sie die großen Haifische, die faul irgendwo liegen, finden könnten. Die Hauptsache wäre natürlich die moralische Ausbildung der Fischlein. Sie würden unterrichtet werden, daß es das Größte und das Schönste sei, wenn ein Fischlein sich freudig aufopfert, und daß sie alle an die Haifische glauben müßten vor allem, wenn sie sagten, sie würden für eine schöne Zukunft sorgen. Man würde den Fischlein beibringen, daß diese Zukunft nur gesichert sei, wenn sie Gehorsam lernten. Vor allen niedrigen, materialistischen, egoistischen und marxistischen Neigungen müßten sich die Fischlein hüten und es sofort den Haifischen melden, wenn eines von ihnen solche Neigungen verriete. Wenn die Haifische Menschen wären, würden sie natürlich auch untereinander Kriege

führen, um fremde Fischkästen und fremde Fischlein zu erobern. Die Kriege würden sie von ihren eigenen Fischlein führen lassen. Sie würden die Fischlein lehren, daß zwischen ihnen und den Fischlein der anderen Haifische ein riesiger Unterschied bestehe. Die Fischlein, würden sie verkünden, sind bekanntlich stumm, aber sie schweigen in ganz verschiedenen Sprachen und können einander daher unmöglich verstehen. Jedem Fischlein, das im Krieg ein paar andere Fischlein, feindliche, in anderer Sprache schweigende Fischlein tötete würden sie einen kleinen Orden aus Seetang anheften und den Titel Held verleihen. Wenn die Haifische Menschen wären, gäbe es bei ihnen natürlich auch eine Kunst. Es gäbe schöne Bilder, auf denen die Zähne der Haifische in prächtigen Farben, ihre Rachen als reine Lustgärten in denen es sich prächtig tummeln läßt, dargestellt wären. Die Theater auf dem Meeresgrund würden zeigen, wie heldenmütige Fischlein begeistert in die Haifischrachen schwimmen, und die Musik wäre so schön, daß die Fischlein unter ihren Klängen, die Kapelle voran, träumerisch und in allerangenehmsten Gedanken eingelullt, in die Haifischrachen strömten. Auch eine Religion gäbe es da, wenn die Haifische Menschen wären. Sie würde lehren, daß die Fischlein erst im Bauch der Haifische richtig zu leben begännen. Übrigens würde es auch aufhören, wenn die Haifische Menschen wären, daß alle Fischlein, wie es jetzt ist, gleich sind. Einige von ihnen würden Ämter bekommen und über die anderen gesetzt werden. Die ein wenig größeren dürften sogar die kleineren auffressen. Das wäre für die Haifische nur angenehm, da sie dann selber öfter größere Brocken zu fressen bekämen. Und die größeren, Posten habenden Fischlein würden für die Ordnung unter den Fischlein sorgen. Lehrer, Offiziere, Ingenieure im Kastenbau usw. werden. Kurz, es gäbe überhaupt erst eine Kultur im Meer, wenn die Haifische Menschen wären.“

ERLÄUTERUNGEN ZUM TEXT

<i>das Tierzeug</i>	abschätzend für alle Tiere
<i>den Gehorsam lernen</i>	ein gehorsames Verhalten lernen
<i>verraten</i>	hier: etw. erkennen lassen
<i>der Kasten</i>	übertr. Bedeutung: Haus, Wagen, Schiff
<i>allerhand</i>	Indefinitpronomen; undeclinierbar, gesprochene Sprache
<i>der Seetang</i>	das Seegras
<i>der Lustgarten</i>	hübsch angelegter Garten zum Spazierengehen
<i>sich tummeln</i>	umherlaufen und spielen, sich lebhaft bewegen (besonders von Kindern); übertr. Bedeutung (umg.): sich beeilen
<i>einlullen</i>	in den Schlaf singen
<i>auffressen</i>	fressen, ohne etw. übrigzulassen, zu Ende fressen
<i>fressen</i>	Nahrung aufnehmen (von Tieren); umg. viel essen, schlingen, gierig und unfein essen (von Menschen)

I. AUFGABENSTELLUNGEN ZUM INHALT DES TEXTES

1. *Beantworten Sie folgende Fragen zum Text:*

- a) Warum verwendet Bertolt Brecht die Figur des Herrn K.?
- b) Was hätten Menschen, wenn sie Haifische wären, für die Fischlein gebaut und zu welchem Zweck?
- c) Warum würden sie von Zeit zu Zeit große Wasserfeste organisieren?
- d) Welche Aufgaben hätte die Schule?
- e) Unter welcher Bedingung hätten Fischlein eine schöne Zukunft?
- f) Was würden Haifische, wenn sie Menschen wären, im Kriegsfall die kleinen Fischlein lehren?
- g) Warum würden die Fischlein von verschiedenen Haifischen einander nicht verstehen?
- h) Welche Rolle sollte die Malerei im Erziehungsprozess der Fischlein spielen?
- i) Welche Rolle käme dem Theater und der Musik zu?
- j) Was sollte die Religion lehren?
- k) Wie stünde es um die Gleichheit der Fischlein, wenn die Haifische Menschen wären?
- l) Welche Bedeutung hat die Kultur unter solchen Bedingungen?

2. *Übersetzen Sie den Text von der Stelle „Wenn die Haifische Menschen waren, gäbe es bei ihnen natürlich auch eine Kunst (...)“ bis zum Ende der Kalendergeschichte in Ihre Muttersprache.*

3. *Bestimmen Sie den Gegenstand des Textes.*

4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text.*

5. *Geben Sie den Inhalt des Textes wieder.*

6. *Erklären Sie das Anliegen dieses Textes.*

II. AUFGABENSTELLUNGEN ZUR SPRACHLICHEN GESTALTUNG DES TEXTES

1. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive des Textes.*

2. *Sprechen Sie über die Komposition des Textes:*

- 1) Bestimmen Sie die Verbformen in der direkten Rede des Herrn K. und erläutern Sie die Funktion dieser Formen im Text.
- 2) Verfolgen Sie die Ursache-Folge-Beziehungen im Text. Welche syntaktischen Mittel drücken sie aus? Schreiben Sie die Mittel des Kausalfeldes aus dem Text heraus. Erklären Sie die Funktion im Text.

3. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes:*

- 1) Erklären Sie, warum der Autor in dieser Kalendergeschichte kaum Realienwörter gebraucht, die das lokal-nationale Kolorit wiedergeben.
- 2) Begründen Sie, inwiefern die unten angeführten Realienwörter dem Text das soziale Kolorit verleihen und dadurch den zeitlichen Hintergrund:

Nahrung; frisches Wasser; sanitäre Maßnahmen treffen; einen Verband machen; Schule; Geographie; moralische Ausbildung; Kriege führen; den Titel Held verleihen; die Kunst, Theater, Kapelle, Klänge; Religion; Lehrer, Offiziere, Ingenieure im Kastenbau.

4. *Sprechen Sie über die Stilmittel und erklären Sie ihre Funktion im Text:*

1) Bestimmen Sie, welche der folgenden Sätze ironisch und welche sarkastisch sind. Welche konkreten Stilmittel erzeugen den Sarkasmus und die Ironie im Text (stilgefärbte, wertende Lexik, Antonyme, Wiederholung, Absonderung, Vergleich, Oxymoron, Doppelsinn)? Erklären Sie die Funktion des Sarkasmus und der Ironie im Text:

- a) Wenn die Haifische Menschen wären, würden sie im Meer für die kleinen Fische gewaltige Kästen bauen lassen, mit allerhand Nahrung drin, sowohl Pflanzen als auch Tierzeug.
- b) Wenn zum Beispiel ein Fischlein sich die Flosse verletzen würde, dann würde ihm sogleich ein Verband gemacht, damit es den Haitischen nicht wegstürbe vor der Zeit.
- c) Damit die Fischlein nicht trübsinnig würden, gäbe es ab und zu große Wasserfeste; denn lustige Fischlein schmecken besser als trübsinnige.
- d) In diesen Schulen würden die Fischlein lernen, wie man in den Rachen der Haitische schwimmt.
- e) Sie würden zum Beispiel Geographie brauchen, damit sie die großen Haifische, die faul irgendwo liegen, finden könnten.
- f) Sie würden unterrichtet werden, daß es das Größte und das Schönste sei, wenn ein Fischlein sich freudig aufopfert, und daß sie alle an die Haifische glauben müßten, vor allem, wenn sie sagten, sie würden für eine schöne Zukunft sorgen.
- g) Die Fischlein, würden sie verkünden, sind bekanntlich stumm, aber sie schweigen in ganz verschiedenen Sprachen und können einander daher unmöglich verstehen.
- h) Jedem Fischlein, das im Krieg ein paar andere Fischlein, feindliche, in anderer Sprache schweigende Fischlein tötete, würden sie einen kleinen Orden aus Seetang anheften und den Titel Held verleihen.
- j) Es gäbe schöne Bilder, auf denen die Zähne der Haifische in prächtigen Farben, ihre Rachen als reine Lustgärten, in denen es sich prächtig tummeln läßt, dargestellt wären.
- k) Auch eine Religion gäbe es da, wenn die Haifische Menschen wären. Sie würde lehren, daß die Fischlein erst im Bauch der Haifische richtig zu leben begännen.
- l) Kurz, es gäbe überhaupt erst eine Kultur im Meer, wenn die Haifische Menschen wären.

5. *Sprechen Sie anhand Textes über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*

Warum beginnt er in naivem Ton und geht zu naiv-ironischem und naiv-sarkastischem Ton über?

TEXTE ZUR SELBSTÄNDIGEN ANALYSE

HERBERT HECKMANN (1930 – 1999)

Die Jugend- und letzten Kriegsjahre verbrachte Heckmann in Biebergemünd-Kassel im Spessart. Nach dem Abitur am Grimmelshausen-Gymnasium studierte er Philosophie, Germanistik und Geschichte an der J.W. Goethe-Universität, Frankfurt am Main, wo er mit der Arbeit „Elemente des barocken Trauerspiels“ zum Dr. phil. promoviert wurde. Erste literarische Arbeiten veröffentlichte er in der studentischen Literatur-Zeitschrift „Diskus“, deren Feuilleton er drei Jahre lang leitete.

Herbert Heckmann verfasste Erzählungen, Romane und Kinderbücher. Daneben war er an zahlreichen Veröffentlichungen zu literarischen und kulturellen Themen beteiligt. Er erhielt 1959 für sein Prosadebüt ein Stipendium der Villa Massimo und den Förderpreis des Kulturkreises im Bundesverband der Deutschen Industrie sowie 1963 den Bremer Literaturpreis.

Seine bekanntesten Werke sind "Benjamin und seine Väter" (1962), "Die 7 Todsünden" (1964), "Der kleine Fritz" (1968), "Der Junge aus dem 10. Stock" (1974), "Knolle auf der Litfaßsäule" (1979).

BEMÜHUNGEN EINES GUTMÜTIGEN

Er war ein Menschenfreund: darüber bestand nicht der geringste Zweifel. Er war es in einem solchen Maße, daß er es schließlich als Beruf ausübte. Er richtete sich ein Büro für Lebensberatung ein, machte es sich hinter einem breitausladenden Schreibtisch bequem und verschränkte die Arme in frommer Zuhörerschaft. Er hatte die Gabe des Wortes, seien wir genauer: er hatte die Gabe des trostreichen Wortes. Schon seine Gestalt wie seine Physiognomie strahlten eine karitative Kraft aus. Er beschenkte freilich die Menschen, ohne dabei allzuviel zu investieren. Seine Gutmütigkeit war Naturtalent.

Sein Büro lag im Dachgeschoß, so daß die Treppe für manche Hilfesuchende etwas zu anstrengend wurde – und sie sich eines Besseren besannen. Eine ältere Dame, die im Erdgeschoß wohnte, machte ihm einige Zeit Konkurrenz. Sie lud seine Klienten, wenn sie sie an der Haustür erwischte, einfach zu einer Tasse Tee ein und quetschte sie auf ihre Weise aus. Es gab einen häßlichen Auftritt, bei dem die ältere Dame beteuerte, sie habe es nur getan, um nicht allein sein zu müssen. Tatsächlich hatte sie noch nicht einmal einen Hund.

Er versprach ihr großmütig, sie öfters zu besuchen. Aber das war nicht die einzige Schwierigkeit. Es gab Frauen, denen nur durch eine Heirat zu helfen war. Das Gesetz schiebt der erotischen Gutmütigkeit einen Riegel vor, indem es die Vielehe verbietet. Er warf jedoch alle Bedenken in den Wind und nahm sich einiger Frauen an, die untereinander freilich nicht die Liebe aufbrachten, die sie ihm gegenüber empfanden. So entstand allerlei Streit, den er nicht ungern schlichtete.

Auch gab es rabiate Männer, die ihn als Prügelknaben benutzten, wenn der eigentliche Übeltäter nicht gerade greifbar war. Am ärgsten erging es ihm mit den

Geheimnissen, die man ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilte, denn er verlor allmählich die Übersicht und verwechselte die Schicksale, so daß er Mühe hatte, einen sicheren Rat zu geben. Überdies war er leichtgläubig, was ihn dazu verführte, die Welt noch schlechter zu finden, als sie tatsächlich ist. Kennt man die menschliche Phantasie, so weiß man, was das heißt.

Mit der Zeit nahm seine Gutmütigkeit die Ausmaße der Verzweiflung an. Seine Stimme wurde heiser und seine Gestik wild. Nicht selten kam es vor, daß er mit der Faust auf den Tisch schlug, um so gegen das Böse in der Welt zu protestieren. Auch wurde er unnachgiebiger und gewalttätig, wo ihm die guten Worte fehlten.

Eines Tages kam ein junger Mann zu ihm und klagte sein Leid. Er schien gar keine Hilfe zu erhoffen und lehnte jedes Angebot unwillig ab. Offenbar war er jedoch auf Hilfe angewiesen. Der Menschenfreund glaubte sich betrogen und geriet in Zorn über eine derartige Verstocktheit. Er sprang auf und packte den jungen Mann an der Kehle und schrie: „Sie müssen sich helfen lassen.“

Aber der andere dachte nicht daran – und verbat sich einen solchen guten Rat. Ein Wort gab das andere, eine Hand reizte die andere. Der Menschenfreund schlug wild auf seinen Klienten ein, dem bald tatsächlich nicht mehr zu helfen war. Er lag leblos am Boden und schien in seiner trotzigsten Bewegungslosigkeit auch jetzt noch seinen Helfer zu verhöhnen, der sich weinend über ihn beugte und schluchzte: „Warum in aller Welt haben Sie sich denn nicht helfen lassen?“

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Beantworten Sie folgende Fragen zum Inhalt des Textes:*
 - 1) Charakterisieren Sie den Haupthelden der Geschichte.
 - 2) Mit welchen Schwierigkeiten wird der Menschenfreund in der Erzählung konfrontiert?
 - 3) Wie löst der Menschenfreund seine Schwierigkeiten?
 - 4) Wie reagieren seine Klienten auf seine Hilfsangebote?
 - 5) Erklären Sie das Ende des Textes. Warum weint und schluchzt der Menschenfreund: „Warum in aller Welt haben Sie sich denn nicht helfen lassen?“
2. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
3. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
4. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen.*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

ERICH MARIA REMARQUE (1898 – 1970)

wurde am 22. Juni 1898 in Osnabrück als Erich Paul Remark geboren.

Im Sommer 1916 wurde Erich Maria Remarque zum Ersten Weltkrieg eingezogen. In seinem Klassiker „Im Westen nichts Neues“ verarbeitete er das dortige Elend und schrieb „Erst das Lazarett zeigt, was der Krieg ist“.

Nach dem Krieg schloss Erich Maria Remarque seine Lehrer-Ausbildung ab und unterrichtete an verschiedenen Volksschulen. Sein Debüt als Schriftsteller gab er 1920 mit dem Jugendroman „Die Traumbude“; der Erfolg blieb aus. In den folgenden Jahren schlug er sich zunächst mit Jobs durch, arbeitete dann als Zeitungsredakteur und Werbetexter. Zudem verfasste er kürzere Prosatexte, die in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht wurden. In dieser Zeit nahm der Schriftsteller auch seinen Künstlernamen Erich Maria Remarque an. (Die französische Schreibweise des Nachnamens hatte die Familie zuvor im neunzehnten Jahrhundert aufgegeben.)

In der „Vossischen Zeitung“ erschien ab 1928 der Fortsetzungsroman „Im Westen nichts Neues“, der die grauenhaften Erlebnisse der Frontsoldaten im Ersten Weltkrieg schildert. Anfang 1929 erschien der Roman in Buchform und wurde in kürzester Zeit ein weltweiter Erfolg. Obwohl von Erich Maria Remarque als „unpolitisch“ bezeichnet, gilt der Roman bis heute als einer der bedeutendsten der sogenannten Antikriegsliteratur. Er wurde in mehr als 50 Sprachen übersetzt und weltweit mehr als 20 Millionen Mal verkauft. 1931 wurde ein Folgeband veröffentlicht: „Der Weg zurück“ schildert das Ringen der Kriegsheimkehrer um eine neue Existenz.

Während Erich Maria Remarque aus dem Ausland sogar für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen wurde, war er im zunehmend nationalsozialistischen Deutschland starken Anfeindungen ausgesetzt. Mit allen Mitteln versuchten die Nazis 1930, die Aufführung der amerikanischen Verfilmung seines Buches „All Quiet on the Western Front“ zu verhindern. 1933 wurden seine Bücher in Berlin verbrannt; 1938 wurde ihm die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen.

Erich Maria Remarque ging 1933 ins Exil in die Schweiz. Bereits seit 1931 besaß er dort eine Villa am Lago Maggiore. Er stand in Kontakt zu anderen deutschen Emigranten, darunter Schriftstellern wie Else Lasker-Schüler, Thomas Mann und Carl Zuckmayer. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs siedelte Erich Maria Remarque in die USA über, wo er in den folgenden Jahren etliche Romane mit unterschiedlicher Resonanz publizierte. Mit der Schilderung eines Emigrantenschicksals in „Arc de Triomphe“ gelang ihm 1946 ein weiterer Welterfolg.

Erich Maria Remarque war ein interessanter Mann und hatte Kontakte zu vielen attraktiven Frauen. Mit der Tänzerin Jutta Ilse Zambona war er gleich zweimal verheiratet. Daneben unterhielt er eine langjährige Beziehung zu Marlene Dietrich. Auch mit Greta Garbo, Natalia Pawlowna Paley und anderen Schönen seiner Zeit war Remarque vorübergehend liiert. 1958 heiratete er schließlich die Schauspielerin und frühere Ehefrau Charlie Chaplins Paulette Goddard.

Erst in den 1960er Jahren wurde Erich Maria Remarque endlich auch in Deutschland als der große Schriftsteller anerkannt, als der er im Ausland galt. 1967

erhielt er das Große Bundesverdienstkreuz und ein Jahr später wurde er als Mitglied in die „Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung“ aufgenommen.

Erich Maria Remarque starb am 25. September 1970 im schweizerischen Locarno.

ARC DE TRIOMPHE

(Auszug)

Er hielt nach einer Stunde vor einem kleinen Gasthaus. Er war sehr hungrig, und sein Kopf war dumpf. Er parkte den Wagen vor dem Haus, wo zwei Tische und ein paar Stühle standen. Er bestellte Kaffee und Brioches und ging, sich zu waschen. Der Waschraum stank. Er ließ sich ein Glas geben und spulte sich den Mund aus. Dann wusch er seine Hände und ging zurück.

Das Frühstück stand auf dem Tisch. Der Kaffee roch wie alle Kaffees der Welt. Schwalben umflogen die Dächer, die Sonne hängte ihre ersten goldenen Gobelins an die Häuserwände, Leute gingen zur Arbeit, und hinter den

Perlenvorhängen des Bistros scheuerte eine Magd mit aufgeschürzten Rocken die Fliesen. Es war der friedlichste Sommermorgen, den Ravic seit langem gesehen hatte. Er trank den heißen Kaffee. Aber er konnte sich nicht entschließen, zu essen. Er wollte nichts anfassen mit seinen Händen. Er sah sie an. Unsinn, dachte er. Verdammt, ich will keine Komplexe kriegen. Ich muss essen.

Er trank noch eine Tasse Kaffee. Er holte eine Zigarette hervor und achtete darauf, nicht das Ende, das er berührt hatte, in den Mund zu stecken. Das kann so nicht weitergehen, dachte er. Aber er aß trotzdem nicht. Ich muss es erst ganz erledigen, beschloss er und stand auf und zahlte.

Eine Herde Kühe. Schmetterlinge. Die Sonne über den Feldern. Die Sonne in der Windschutzscheibe. Die Sonne auf dem Verdeck. Die Sonne auf dem glänzenden Metall des Kofferdeckels, unter dem Haake lag – tot, ohne dass er gehört hatte, warum und durch wen. Es hatte anders sein müssen. Anders ...

„Erkennst du mich, Haake? Weißt du, wer ich bin?“

Er sah das rote Gesicht vor sich. „Nein, wieso? Wer sind Sie? Haben wir uns früher schon einmal getroffen?“

„Ja.“

„Wann? Geduzt? Kadettenanstalt vielleicht? Erwinnere mich nicht.“

„Du erwinnere dich nicht, Haake. Es war keine Kadettenanstalt. Es war später.“

„Später? Aber Sie haben doch im Ausland gelebt? Ich war nie außerhalb Deutschlands. Nur in den letzten zwei Jahren hier in Paris. Vielleicht, dass wir im Suff...“

„Nein. Nicht im Suff. Und nicht hier. In Deutschland, Haake!“

Eine Barriere. Eisenbahnschienen. Ein Garten, klein, gedrängt voll mit Rosen, Flox und Sonnenblumen. Warten. Ein verllorener, schwarzer Zug, puffend durch den endlosen Morgen. Spiegelnd in der Windschutzscheibe leben die Augen, die quallig im Kofferraum sich mit herabfallendem Staub aus den Ritzen füllten.

„In Deutschland? Ah, ich verstehe. Auf einem der Parteitage. Nürnberg. Glaube, mich zu erinnern. War es nicht im Nürnberger Hof?“

„Nein, Haake“, sagte Ravic langsam in die Windschutzscheibe hinein, und er fühlte, wie die schwere Welle der Jahre zurück, kam. „Nicht in Nürnberg. In Berlin.“

„Berlin?“ Das Schattengesicht, durchzittert von Reflexen, wurde eine Spur jovial ungeduldig. »Na, nun kommen Sie schon heraus, Mensch, mit der Geschichte! Halten Sie nicht hinter dem Berg, und spannen Sie mich nicht zu lange auf die Folter. Wo war es?“

Die Welle, in den Armen jetzt, aus der Erde hochsteigend.

„Auf der Folter, Haake! Genau das! Auf der Folter!“

Ein Lachen, ungewiß, vorsichtig. „Machen Sie keine Witze, Mann.“

„Auf der Folter, Haake! Weißt du nun, wer ich bin?“

Das Lachen, Ungewisser, vorsichtiger, drohend. „Wie soll ich das wissen? Ich sehe Tausende von Menschen. Kann mir nicht jeden einzelnen merken. Wenn Sie auf die Geheime Staatspolizei anspielen

„Ja, Haake. Die Gestapo.“

Achselzucken. Lauern. „Wenn Sie da einmal vernommen worden sind ...“

„Ja. Erinnerst du dich?“

Erneutes Achselzucken. „Wie soll ich mich erinnern? Wir haben Tausende vernommen

„Vernommen! Gequält, geschlagen bis zur Bewußtlosigkeit, Nieren zerquetscht, Knochen zerbrochen, wie Säcke in den Keller geworfen, wieder hervorgeholt, Gesichter zerrissen, Hoden zermalmt – das nennt ihr „vernommen“! Das heiße, entsetzliche Stöhnen derer, die nicht mehr schreien konnten – „Vernommen“! Das Winseln zwischen Ohnmacht und Ohnmacht, Fußtritte in den Bauch, Gummiknüppel, Peitschen – ja, alles das nanntet ihr unschuldig „Vernommen“!“

Ravic starrte in das unsichtbare Gesicht in der Windschutzscheibe, durch das lautlos die Landschaft mit Korn und Mohn und Heckenrosen glitt – er starrte hinein, seine Lippen bewegten sich, und er sagte alles, was er hatte sagen wollen und einmal sagen musste.

„Die Hände ruhig! Oder ich schieße dich nieder! Erinnerst du dich an den kleinen Max Rosenberg, der mit zerfetztem Körper im Keller neben mir lag und versuchte, sich den Kopf an der Zementwand zu zerschlagen, um nicht wieder „vernommen“ zu werden – vernommen warum? Weil er ein Demokrat war! Und Willmann, der Blut pißte und keine Zähne und nur noch ein Auge hatte, nachdem er zwei Stunden bei euch „vernommen“ worden war – vernommen warum? Weil er ein Katholik war und nicht glaubte, daß euer Führer der neue Messias sei. Und Riesenfeld, dessen Kopf und Rücken rohen Fleischklumpen glichen, und der uns anflehte, ihm die Adern aufzubeißen, weil er es nicht mehr konnte ohne Zähne, nachdem er „vernommen“ war von dir – vernommen warum? Weil er gegen den Krieg war und nicht glaubte, daß Kultur sich am vollkommensten in Bomben und Flammenwerfern ausdrücke. Vernommen! Tausende habt ihr „vernommen“, ja – die Hände ruhig, Schwein! Und jetzt habe ich dich endlich, und wir fahren hinaus, da ist ein Haus mit

dicken Mauern und völlig allein, und ich werde dich ›vernehmen‹ – langsam, langsam durch Tage hindurch, die Rosenbergkur, die Willmannkur, die Riesenfeldkur, so, wie ihr es uns gezeigt habt! Und dann, nach all dem

Ravic spürte plötzlich, das der Wagen raste. Er nahm das Gas weg. Häuser. Ein Dorf. Hunde. Hühner. Pferde auf einer Weide, galoppierend, die Halse gestreckt, die Köpfe hochgeworfen, heidnisch. Zentauren, kraft volles Leben. Eine lachende Frau mit einem Wäschekorb. Auf den Leinen flatternd bunte Wäschestücke, Fahnen geborgenen Glucks. Ein paar Kinder spielend vor den Türen. Er sah das alles wie getrennt durch eine gläserne Wand, sehr nah und unglaublich fern, voll von Schönheit und Frieden und Unschuld, schmerzhaft stark und getrennt von ihm und unerreichbar für immer, nur durch diese Nacht. Er spürte kein Bedauern – es war so, das war alles.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Sprechen Sie kurz über das Werk, dem der Auszug entnommen ist.*
2. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
3. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
4. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen.*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*

Bestimmen Sie den Ton des Auszugs und erklären Sie, warum das Wort „vernommen“ in Anführungszeichen gesetzt ist: *„Vernommen! Gequält, geschlagen bis zur Bewußtlosigkeit, Nieren zerquetscht, Knochen zerbrochen, wie Säcke in den Keller geworfen, wieder hervorgeholt, Gesichter zerrissen, Hoden zermalmt – das nennt ihr „vernommen“! Das heiße, entsetzliche Stöhnen derer, die nicht mehr schreien konnten – „Vernommen“! Das Winseln zwischen Ohnmacht und Ohnmacht, Fußtritte in den Bauch, Gummiknüppel, Peitschen – ja, alles das nanntet ihr unschuldig „Vernommen“!“*

9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

WOLFGANG BORCHERT DAS BROT

Plötzlich wachte sie auf. Es war halb drei. Sie überlegte, warum sie aufgewacht war. Ach so! In der Küche hatte jemand gegen einen Stuhl gestoßen. Sie horchte nach der Küche. Es war still. Es war zu still und als sie mit der Hand über das Bett neben sich fuhr, fand sie es leer. Das war es, was es so besonders still gemacht hatte: sein Atem fehlte. Sie stand auf und tappte – durch die dunkle Wohnung zur Küche. In der Küche trafen sie sich. Die Uhr war halb drei. Sie sah etwas Weißes am Küchenschrank stehen. Sie machte Licht. Sie standen sich im Hemd gegenüber. Nachts. Um halb drei. In der Küche. Auf dem Küchentisch stand der Brotteller. Sie sah, dass er sich Brot abgeschnitten hatte. Das Messer lag noch neben dem Teller. Und auf der Decke lagen Brotkrümel. Wenn sie abends zu Bett gingen, machte sie immer das Tischtuch sauber. Jeden Abend. Aber nun lagen Krümel auf dem Tuch. Und das Messer lag da. Sie fühlte, wie die Kälte der Fliesen langsam an ihr hoch kroch. Und sie sah von dem Teller weg. „Ich dachte, hier wäre was“, sagte er und sah in der Küche umher. „Ich habe auch was gehört“, antwortete sie und dabei fand sie, dass er nachts im Hemd doch schon recht alt aussah. So alt wie er war. Dreiundsechzig. Tagsüber sah er manchmal jünger aus. Sie sieht doch schon alt aus, dachte er, im Hemd sieht sie doch ziemlich alt aus. Aber das liegt vielleicht an den Haaren. Bei den Frauen liegt das nachts immer an den Haaren. Die machen dann auf einmal so alt.

„Du hättest Schuhe anziehen sollen. So barfuß auf den kalten Fliesen. Du erkältest dich noch.“ Sie sah ihn nicht an, weil sie nicht ertragen konnte, dass er log. Dass er log, nachdem sie neununddreißig Jahre verheiratet waren. „Ich dachte, hier wäre was“, sagte er noch einmal und sah wieder so sinnlos von einer Ecke in die andere, „ich hörte hier was. Da dachte ich, hier wäre was.“

„Ich hab auch was gehört. Aber es war wohl nichts.“ Sie stellte den Teller vom Tisch und schnippte die Krümel von der Decke. „Nein, es war wohl nichts“, echote er unsicher.

Sie kam ihm zu Hilfe: „Komm man. Das war wohl draußen. Komm man zu Bett. Du erkältest dich noch. Auf den kalten Fliesen.“ Er sah zum Fenster hin. „Ja, das muss wohl draußen gewesen sein. Ich dachte, es wäre hier.“

Sie hob die Hand zum Lichtschalter. Ich muss das Licht jetzt ausmachen, sonst muss ich nach dem Teller sehen, dachte sie. Ich darf doch nicht nach dem Teller sehen. „Komm man“, sagte sie und machte das Licht aus, „das war wohl draußen. Die Dachrinne schlägt immer bei Wind gegen die Wand. Es war sicher die Dachrinne. Bei Wind klappen sie immer.“ Sie tappten sich beide über den dunklen Korridor zum Schlafzimmer. Ihre nackten Füße platschten auf den Fußboden.

„Wind ist ja“, meinte er. „Wind war schon die ganze Nacht.“

Als sie im Bett lagen, sagte sie: „Ja, Wind war schon die ganze Nacht. Es war wohl die Dachrinne.“ „Ja, ich dachte, es wäre in der Küche. Es war wohl die Dachrinne.“ Er sagte das, als ob er schon halb im Schlaf wäre. Aber sie merkte, wie

unecht seine Stimme klang, wenn er log. „Es ist kalt“, sagte sie und gähnte leise, „ich krieche unter die Decke. Gute Nacht.“

„Nacht“, antwortete er noch: „Ja, kalt ist es schon ganz schön.“

Dann war es still. Nach vielen Minuten hörte sie, dass er leise und vorsichtig kaute. Sie atmete absichtlich tief und gleichmäßig, damit er nicht merken sollte, dass sie noch wach war. Aber sein Kauen war so regelmäßig, dass sie davon langsam einschlief.

Als er am nächsten Abend nach Hause kam, schob sie ihm vier Scheiben Brot hin. Sonst hatte er immer nur drei essen können.

„Du kannst ruhig vier essen“, sagte sie und ging von der Lampe weg. „Ich kann dieses Brot nicht so recht vertragen. Iss du man eine mehr. Ich vertragen es nicht so gut.“ Sie sah, wie er sich tief über den Teller beugte. Er sah nicht auf. In diesem Augenblick tat er ihr Leid.

„Du kannst doch nicht nur zwei Scheiben essen“, sagte er auf seinen Teller. „Doch. Abends vertragen ich das Brot nicht gut. Iss man. Iss man.“

Erst nach einer Weile setzte sie sich unter die Lampe an den Tisch.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Wer sind die Haupthelden der Geschichte? In welchen Beziehungen stehen Sie zueinander?
 - b) Beschreiben Sie die Situation, in der sich die Haupthelden in der Küche treffen.
 - c) Wie versteht die Frau, dass der Mann lügt?
 - d) Warum möchte die Frau nicht, dass der Mann bemerkt, dass Sie wach ist?
 - e) Warum sieht der Mann während des Abendessens nicht auf?
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

BERTOLT BRECHT DIE UNWÜRDIGE GREISIN

Meine Großmutter war zweiundsiebzig Jahre alt, als mein Großvater starb. Er hatte eine kleine Lithographenanstalt in einem badischen Städtchen und arbeitete darin mit zwei, drei Gehilfen bis zu seinem Tod. Meine Großmutter besorgte ohne Magd den Haushalt, betreute das alte, wacklige Haus und kochte für die Mannsleute und Kinder.

Sie war eine kleine, magere Frau mit lebhaften Eidechsenaugen, aber langsamer Sprechweise. Mit recht kärglichen Mitteln hatte sie fünf Kinder großgezogen – von den sieben, die sie geboren hatte. Davon war sie mit den Jahren kleiner geworden.

Von den Kindern gingen die zwei Mädchen nach Amerika, zwei Söhne zogen ebenfalls weg. Nur der Jüngste, der eine schwache Gesundheit hatte, blieb im Städtchen. Er wurde Buchdrucker und legte sich eine viel zu große Familie zu. So war sie allein im Haus, als mein Großvater gestorben war.

Die Kinder schrieben sich Briefe über das Problem, was mit ihr zu geschehen hätte. Einer konnte ihr bei sich ein Heim anbieten, und der Buchdrucker wollte mit den Seinen zu ihr ins Haus ziehen. Aber die Greisin verhielt sich abweisend zu den Vorschlägen und wollte nur von jedem ihrer Kinder, das dazu imstande war, eine kleine geldliche Unterstützung annehmen. Die Lithographenanstalt, längst veraltet, brachte fast nichts beim Verkauf, und es waren auch Schulden da. Die Kinder schrieben ihr, sie könne doch nicht ganz allein leben, aber als sie darauf überhaupt nicht einging, gaben sie nach und schickten ihr monatlich ein bisschen Geld. Schließlich, dachten sie, war ja der Buchdrucker im Städtchen geblieben.

Der Buchdrucker übernahm es auch, seinen Geschwistern mitunter über die Mutter zu berichten. Seine Briefe an meinen Vater, und was dieser bei einem Besuch und nach dem Begräbnis meiner Großmutter zwei Jahre später erfuhr, geben mir ein Bild von dem, was in diesen zwei Jahren geschah.

Es scheint, dass der Buchdrucker von Anfang an enttäuscht war, dass meine Großmutter sich weigerte, ihn in das ziemlich große und nun leerstehende Haus aufzunehmen. Er wohnte mit vier Kindern in drei Zimmern. Aber die Greisin hielt überhaupt nur eine sehr lose Verbindung mit ihm aufrecht. Sie lud die Kinder jeden Sonntagnachmittag zum Kaffee, das war eigentlich alles. Sie besuchte ihren Sohn ein- oder zweimal in einem Vierteljahr und half der Schwiegertochter beim Beereneinkochen. Die junge Frau entnahm einigen ihrer Äußerungen, dass es ihr in der kleinen Wohnung des Buchdruckers zu eng war. Dieser konnte sich nicht enthalten, in seinem Bericht darüber ein Ausrufezeichen anzubringen.

Auf eine schriftliche Anfrage meines Vaters, was die alte Frau denn jetzt so mache, antwortete er ziemlich kurz, sie besuche das Kino. Man muss verstehen, dass es nichts Gewöhnliches war, jedenfalls nicht in den Augen ihrer Kinder. Das Kino war vor dreißig Jahren noch nicht das, was es heute ist. Es handelte sich um elende, schlecht gelüftete Lokale, oft in alten Kegelbahnen eingerichtet, mit schreienden Plakaten vor dem Eingang, auf denen Morde und Tragödien der Leidenschaft

angezeigt waren. Eigentlich gingen nur Halbwüchsige hin oder, des Dunkels wegen, Liebespaare. Eine einzelne alte Frau musste dort sicher auffallen.

Und so war noch eine andere Seite dieses Kinobesuchs zu bedenken. Der Eintritt war gewiss billig, da aber das Vergnügen ungefähr unter den Schleckereien rangierte, bedeutete es „hinausgeworfenes Geld“. Und Geld hinauszuerwerfen war nicht respektabel.

Dazu kam, dass meine Großmutter nicht nur mit ihrem Sohn am Ort keinen regelmäßigen Verkehr pflegte, sondern auch sonst niemanden von ihren Bekannten besuchte oder einlud. Sie ging niemals zu den Kaffeegesellschaften des Städtchens. Dafür besuchte sie häufig die Werkstatt eines Flickschusters in einem armen und sogar etwas verrufenen Gässchen, in der, besonders nachmittags, allerlei nicht besonders respektable Existenzen herumsaßen, stellungslose Kellnerinnen und Handwerksburschen. Der Flickschuster war ein Mann in mittleren Jahren, der in der ganzen Welt herumgekommen war, ohne es zu etwas gebracht zu haben. Es hieß auch, dass er trank. Er war jedenfalls kein Verkehr für meine Großmutter. Der Buchdrucker deutete in einem Brief an, dass er seine Mutter darauf hingewiesen, aber einen recht kühlen Bescheid bekommen habe. „Er hat etwas gesehen“, war ihre Antwort, und das Gespräch war damit zu Ende. Es war nicht leicht, mit meiner Großmutter über Dinge zu reden, die sie nicht bereden wollte.

Etwa ein halbes Jahr nach dem Tod meines Großvaters schrieb der Buchdrucker meinem Vater, dass meine Großmutter jetzt jeden zweiten Tag im Gasthof esse.

Was für eine Nachricht!

Großmutter, die Zeit ihres Lebens für ein Dutzend Menschen gekocht und immer nur die Reste aufgegessen hatte, aß jetzt im Gasthof! Was war in sie gefahren?

Bald darauf führte meinen Vater eine Geschäftsreise in die Nähe, und er besuchte seine Mutter.

Er traf sie im Begriffe auszugehen. Sie nahm ihren Hut wieder ab und setzte ihm ein Glas Rotwein mit Zwieback vor. Sie schien ganz ausgeglichener Stimmung zu sein, weder besonders aufgekratzt noch besonders schweigsam. Sie erkundigte sich nach uns, allerdings nicht sehr eingehend, und wollte hauptsächlich wissen, ob es für die Kinder auch Kirschen gäbe. Da war sie ganz wie immer. Die Stube war natürlich peinlich sauber, und sie sah gesund aus.

Das Einzige, was auf ihr neues Leben hindeutete, war, dass sie nicht mit meinem Vater auf den Gottesacker gehen wollte, das Grab ihres Mannes zu besuchen. „Du kannst allein hingehen“, sagte sie beiläufig, „es ist das dritte von links in der elften Reihe. Ich muss noch wohin.“

Der Buchdrucker erklärte nachher, dass sie wahrscheinlich zu ihrem Flickschuster musste. Er klagte sehr. „Ich sitze hier in diesen Löchern mit den Meinen und habe nur noch fünf Stunden Arbeit und schlechtbezahlte, dazu macht mir mein Asthma wieder zu schaffen, und das Haus in der Hauptstraße steht leer.“

Mein Vater hatte im Gasthof ein Zimmer genommen, aber erwartet, dass er zum Wohnen doch von seiner Mutter eingeladen werden würde, wenigstens pro forma, aber sie sprach nicht davon. Und sogar als das Haus voll gewesen war, hatte sie immer

etwas dagegen gehabt, dass er nicht bei ihnen wohnte und dazu das Geld für das Hotel ausgab!

Aber sie schien mit ihrem Familienleben abgeschlossen zu haben und neue Wege zu gehen, jetzt, wo ihr Leben sich neigte. Mein Vater, der eine gute Portion Humor besaß, fand sie „ganz munter“ und sagte meinem Onkel, er solle die alte Frau machen lassen, was sie wolle. Aber was wollte sie?

Das Nächste, was berichtet wurde, war, dass sie eine Bregg bestellt hatte und nach einem Ausflugsort gefahren war, an einem gewöhnlichen Donnerstag. Die Bregg war ein großes, hochrädiges Pferdegefährt mit Plätzen für ganze Familien. Einige Male, wenn wir Enkelkinder zu Besuch gekommen waren, hatte Großvater die Bregg gemietet. Großmutter war immer zu Hause geblieben. Sie hatte es mit einer wegwerfenden Handbewegung abgelehnt mitzukommen.

Und nach der Bregg kam die Reise nach K., einer größeren Stadt, etwa zwei Eisenbahnstunden entfernt. Dort war ein Pferderennen, und zu diesem Pferderennen fuhr meine Großmutter. Der Buchdrucker war jetzt durch und durch alarmiert. Er wollte einen Arzt hinzugezogen haben. Mein Vater schüttelte den Kopf, als er den Brief las, lehnte aber die Hinzuziehung eines Arztes ab.

Nach K. war meine Großmutter nicht allein gefahren. Sie hatte ein junges Mädchen mitgenommen, eine halb Schwachsinnige, wie der Buchdrucker schrieb, das Küchenmädchen des Gasthofs, in dem die Greisin jeden zweiten Tag speiste.

Dieser „Krüppel“ spielte von jetzt an eine Rolle.

Meine Großmutter schien einen Narren an ihr gefressen zu haben. Sie nahm sie mit ins Kino und zum Flickschuster, der sich übrigens als Sozialdemokrat herausgestellt hatte, und es ging das Gerücht, dass die beiden Frauen bei einem Glas Rotwein in der Küche Karten spielten. „Sie hat dem Krüppel jetzt einen Hut gekauft mit Rosen drauf“, schrieb der Buchdrucker verzweifelt. „Und unsere Anna hat kein Kommunionkleid!“

Die Briefe meines Onkels wurden ganz hysterisch, handelten nur von der „unwürdigen Aufführung unserer lieben Mutter“ und gaben sonst nichts mehr her. Das Weitere habe ich von meinem Vater.

Der Gastwirt hatte ihm mit Augenzwinkern zugeraut: „Frau B. amüsiert sich ja jetzt, wie man hört.“

In Wirklichkeit lebte meine Großmutter auch diese letzten Jahre keineswegs üppig. Wenn sie nicht im Gasthof aß, nahm sie meist nur ein wenig Eierspeise zu sich, etwas Kaffee und vor allem ihren geliebten Zwieback. Dafür leistete sie sich einen billigen Rotwein, von dem sie zu allen Mahlzeiten ein kleines Glas trank. Das Haus hielt sie sehr rein, und nicht nur die Schlafstube und die Küche, die sie benutzte. Jedoch nahm sie darauf ohne Wissen ihrer Kinder eine Hypothek auf. Es kam niemals heraus, was sie mit dem Geld machte. Sie scheint es dem Flickschuster gegeben zu haben. Er zog nach ihrem Tod in eine andere Stadt und soll dort ein größeres Geschäft für Maßschuhe eröffnet haben. Genau betrachtet lebte sie hintereinander zwei Leben. Das eine, erste, als Tochter, als Frau und als Mutter, das zweite einfach als Frau B., eine alleinstehende Person ohne Verpflichtungen und mit bescheidenen, aber

ausreichenden Mitteln. Das erste Leben dauerte etwas sechs Jahrzehnte, das zweite nicht mehr als zwei Jahre.

Mein Vater brachte in Erfahrung, dass sie im letzten halben Jahr sich gewisse Freiheiten gestattete, die normale Leute gar nicht kennen. So konnte sie im Sommer früh um drei Uhr aufstehen und durch die leeren Straßen des Städtchens spazieren, das sie so für sich ganz allein hatte. Und den Pfarrer, der sie besuchen kam, um der alten Frau in ihrer Vereinsamung Gesellschaft zu leisten, lud sie, wie allgemein behauptet wurde, ins Kino ein!

Sie war keineswegs vereinsamt. Bei dem Flickschuster verkehrten anscheinend lauter lustige Leute, und es wurde viel erzählt. Sie hatte dort immer eine Flasche ihres eigenen Rotweins stehen, und daraus trank sie ein Gläschen, während die anderen erzählten und über die würdigen Autoritäten der Stadt loszogen. Dieser Rotwein blieb für sie reserviert, jedoch brachte sie mitunter der Gesellschaft stärkere Getränke mit. Sie starb ganz unvermittelt an einem Herbstnachmittag in ihrem Schlafzimmer, aber nicht im Bett, sondern auf einem Holzstuhl am Fenster. Sie hatte den „Krüppel“ für den Abend ins Kino eingeladen, und so war das Mädchen bei ihr, als sie starb. Sie war vierundsiebzig Jahre alt.

Ich habe eine Fotografie von ihr gesehen, die sie auf dem Totenbett zeigte und die für die Kinder angefertigt worden war.

Man sieht ein winziges Gesichtchen mit vielen Falten und einen schmallippigen, aber breiten Mund. Viel Kleines, aber nichts Kleinliches. Sie hatte die langen Jahre der Knechtschaft und die kurzen Jahre der Freiheit ausgekostet und das Brot des Lebens aufgezehrt bis auf den letzten Brosamen.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Analysieren Sie den Titel der Geschichte. Warum ist die Greisin „unwürdig“?
 - b) Warum änderte die Greisin ihren Lebensstil?
 - c) Wie reagieren die Verwandten auf solchen Lebenswandel?
 - d) Welche „unwürdigen“ Taten begeht die Greisin?
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten. Auf wessen Seite liegt die Sympathie des Autors? Begründen Sie Ihre Meinung.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

HEINZ LIEPMANN VOR GERICHT

Ich war vor zwei Monaten in New York angekommen und lebte mit zwei Freunden, die wie ich von Deutschland gekommen waren, in einem dunklen, schäbigen Zimmer, das uns Mr. Murphy, ein fatter, jähzorniger Ire, vermietet hatte. Wir hatten kein Geld und keine Jobs und lebten von Gelegenheitsarbeiten. Mr. Murphy war ein Witwer mit fünf Kindern und Jimmy war das jüngste. Das Haus, das wir bewohnten, war eine der riesigen Mietskasernen in dem armseligen, übervölkerten Viertel der Stadt im Süden Manhattens, in dem die erste Generation der Einwanderer lebte – Griechen, Iren, Juden, Franzosen, Deutsche, Russen, Italiener. Als wir ungefähr drei Monate bei Mr. Murphy gewohnt hatten, wurde Jimmy krank. Von Anfang an sah es ziemlich hoffnungslos aus. Kurt, der früher ein prominenter Kinderarzt in Berlin gewesen war, ging zu Murphy. „Mr. Murphy“, sagte er, „Sie wissen, dass ich Jimmy nicht behandeln darf, da ich das amerikanische Staatsexamen noch nicht abgelegt habe. In vier Monaten ist es soweit, aber darauf kann Jimmy nicht warten. Sie müssen sofort einen Arzt holen.“ – „Können wir ihn nicht in ein Krankenhaus bringen?“, fragte Mr. Murphy. „Hier zu Hause können wir nicht für ihn sorgen. Ich muss zur Arbeit gehen – wegen der anderen Kinder.“ „Jimmy kann nicht transportiert werden. Machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Wir drei werden aufpassen. Nun zum Arzt.“ Jimmy stöhnte in seinen Fieberträumen. Sein blondes Haar klebte an seiner schweißnassen Stirn. Der Arzt kam zweimal, ein dünner, alter Italiener mit seinem Monokel und zitterigen Händen. Er kam morgens um zehn und noch einmal am Nachmittag. Gegen Mitternacht stieg das Fieber und der Atem begann zu rasseln. Kurt schickte Mr. Murphy zum Arzt, aber nach einer Weile kam er alleine zurück. „Er will nicht kommen“, flüsterte er, Tränen hilfloser Wut in seinen Augen. „Ich habe seinen letzten Besuch noch nicht bezahlt. Er will erst das Geld sehen...“ Die niedrige Stube war voller Menschen. Die Brüder und Schwestern Jimmys standen schlaftrunken und angstvoll im Schatten. Ein paar Nachbarn – eine dicke Italienerin, ein alter Jude mit silbrigem Bart, ein polnischer Priester – standen bei der Tür, flüsterten, zählten Geld, schüttelten die Köpfe. Mr. Murphy starrte auf das röchelnde Kind. Er drehte sich zu Kurt um und flüsterte wild: „Sie sind doch Arzt! Um Gottes willen, lassen Sie das Kind nicht sterben!“ Auf einmal sahen sie alle auf Kurt. Sein Gesicht war blass. Ich wusste, was in ihm vorging. In ein paar Monaten würde er sein Examen machen und ein neues Dasein beginnen. Auf der einen Seite stand das Gesetz, war leuchtende Zukunft, Frieden, Wohlstand – und auf der anderen Seite Undank gegenüber dem Land, das ihm eine neue Heimat bot, Bruch des Gesetzes und Vertrauens und, wenn er erwischt würde, neue Heimatlosigkeit, neues Elend. Dazwischen aber ein leidendes Kind, schweißüberströmt, geschüttelt von Fieber und Schmerzen... Zehn Tage lang kämpfte Kurt um das Leben von Jimmy Murphy. Er schlief selten und wurde dünn und hager. Aber dann war die Krisis vorüber und das Kind gerettet. Und nun beginnt die eigentliche Geschichte. An dem Tag, an dem Jimmy zum ersten Mal aufstehen durfte, kamen zwei Detektive und verhafteten Kurt. Der italienische Arzt hatte Anzeige

erstattet. Am gleichen Tag ging eine seltsame Bewegung durch das Haus und unsere Straße. Die Russen, die Italiener, die Juden, die Iren und die Deutschen steckten ihre Köpfe zusammen und ihre grauen, alten Gesichter waren rot und zornig. Am nächsten Morgen ging kein einziger dieser Männer zur Arbeit. Sie gingen zum City Court, dem Gericht der Stadt New York. Ich war selber dabei. Sie füllten den Gerichtssaal, es müssen ihrer über hundert gewesen sein, und als Kurt aufgerufen wurde, drängten sie sich alle vor, und der Richter blickte erstaunt von seinem Podium hinunter auf die merkwürdige, schweigende Menge von Männern und Frauen und Kindern. „Schuldig oder nicht schuldig?“, fragte der Richter. Aber bevor Kurt den Mund öffnen konnte, riefen hundert Stimmen: „Nicht schuldig!“ – „Ruhe!“, donnerte der Richter. „Ich werde den Saal räumen lassen, wenn ich noch einen Laut höre...“ Er wandte sich wieder an Kurt. „Angeklagter, plädieren Sie für schuldig oder...“ Dann stockte er auf einmal und blickte auf die schweigenden alten Leute, die müden, runzligen Gesichter, die gebeugten Rücken. „Was wollt denn ihr?“, fragte der Richter ganz unzeremoniell, und als mehrere auf einmal zu sprechen begannen, wies er auf Mr. Murphy, der direkt hinter Kurt stand „Sie da!“ Und dann begann Mr. Murphy zu sprechen. Und der Richter sagte nichts und sah von einem der alten Leute zu anderen. „So sind wir hierhergekommen“, endete Mr. Murphy, „die Nachbarn meine ich damit. Wenn Sie unseren Doktor verurteilen, wir sind hier, um für ihn zu bürgen. Und wir haben gesammelt, falls er eine Geldstrafe bekommt für das, was er begangen hat – nämlich meinem Kind das Leben gerettet. Wir haben 86 Dollar gesammelt....“ Der Richter erhob sich und lächelte. Es sah merkwürdig aus, wie dieser Mann im schwarzen Talar plötzlich lächelte und von seinem Podium zu Kurt hinunterstieg und seine Hand ausstreckte. „Ich drücke Ihnen die Hand“, sagte der Richter mit leiser Stimme. „Sie werden mal einen guten Amerikaner abgeben.“ Dann ging er rasch zu seinem Podium zurück und klopfte mit einem Hammer auf den Tisch. Alles erhob sich. „Sie haben gegen das Gesetz verstoßen“, sagte der Richter, „um einem höheren Gesetz zu gehorchen. Ich spreche Sie frei – und Ihnen allen danke ich, dass Sie gekommen sind, um für den Angeklagten zu zeugen. – Nächster Fall!“

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
3. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Wie viele Personen lebten in einem schäbigen Zimmer?
 - b) Worum bietet Mr. Murphy Kurt?
 - c) Warum zögert Kurt? Mit welchen Folgen muss er rechnen, wenn er hilft?
 - d) Warum wird Kurt verhaftet? Wie reagieren Kurts Nachbarn darauf?
 - e) Warum wird das Verhalten von Richter „unzeremoniell“ genannt?

- f) Der Richter sagt, dass Kurt „ein guter Amerikaner“ sein wird. Was meint er damit?
- g) Erklären Sie das Zitat: „Sie haben gegen das Gesetz verstoßen, um einem höheren Gesetz zu gehorchen.“
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
 5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
 6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
 7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
 8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
 9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
 10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

GABRIELE WOHMANN SCHÖNES GOLDENES HAAR

„Ich versteh dich nicht“, sagte sie, „sowas von Gleichgültigkeit versteh ich einfach nicht. Als wär's nicht deine Tochter, dein Fleisch und Blut da oben.“ Sie spreizte den Zeigefinger von der Faust und deutete auf die Zimmerdecke. Aufregung fleckte ihr großes freundliches Gesicht. Sie ließ die rechte Hand wieder fallen, schob den braunen Wollsocken unruhig übers Stopfei. Gegenüber knisterte die Wand der Zeitung. Sie starrte seine kurzen festen Finger an, die sich am Rand ins Papier krampften: fette Krallen, mehr war nicht von ihm da, keine Augen, kein Mund. Sie rieb die Fingerkuppe über die Wollrunzeln.

„Denk doch mal nach“, sagte sie. „Was sie da oben vielleicht jetzt treiben. Man könnt meinen, du hättest deine eigene Jugend vergessen.“

Seine Jugend? Der fremde freche junge Mann; es schien ihr, als hätten seine komischen dreisten Wünsche sie nie berührt. Sie starrte die fleischigen Krallenpaare an und fühlte sich merkwürdig losgelöst. Es machte ihr Mühe, sich Laurela vorzustellen, da oben, über ihnen, mit diesem netten, wirklich netten und sogar hübschen und auch höflichen jungen Mann, diesem Herrn Fetter – ach, war es überhaupt ein Vergnügen für Frauen? Sie seufzte, ihr Blick bedachte die Krallen mit Vorwurf. Richtige Opferlämmer sind Frauen.

„Ich versteh's nicht“, sagte sie, „deine eigene Tochter, wirklich, ich versteh's nicht.“

Der Schirm bedruckter Seiten tuschelte.

„Nein, ich versteh's nicht.“ Ihr Ton war jetzt werbendes Gejammer. Wenn man nur darüber reden könnte. Sich an irgendwas erinnern. Sie kam sich so leer und verlassen vor. Auf den geräumigen Flächen ihres Gesichtes spürte sie die gepünktelte Erregung heiß. Er knüllte die Zeitung hin, sein feistes viereckiges Gesicht erschien.

„Na was denn, was denn, Herrgott noch mal, du stellst dich an“, sagte er.

Sie roch den warmen Atem seines Biers und der gebratenen Zwiebeln, mit denen sie ihm sein Stück Fleisch geschmückt hatte. Sie nahm den Socken, bündelte die Wolle unterm Stopfei in der heißen Faust. Nein: das hatte mit den paar ausgeblichenen Bildern von damals überhaupt nichts mehr zu tun.

„Na, weißt du“, sagte sie, „als wärst du nie jung gewesen.“ Sie lächelte steif, schwitzend zu ihm hin.

Er hob wieder die Zeitung vors Gesicht: Abendversteck. Jung? Sein Hirn schweifte gemächlich zurück. Jung? Und wie. Alles zu seiner Zeit. Er rülpste Zufriedenheit aus dem prallen Stück Bauch überm Gürtel, Kein Grund zur Klage. Richtige Hühner, die Frauen, ewiges Gegacker. Er spähte über die Zeitung in ihr hilfloses redseliges Gesicht: mit wem könnte sie quasseln und rumpoussieren, wenn Laurela erst mal weg wäre? Er stand rasch auf, drehte das Radio an. Die Musik schreckte das Wohnzimmer aus seinem bräunlichen Dösen.

Sie sah ihm zu, wie er zum Sessel zurückging, die Zeitung aufnahm, sich setzte. Sie lehnte sich ins Polster, preßte das Stopfei gegen den Magen. Das war ihr Abend,

gewiß, er und sie hier unten, sie mußten warten, das war von jetzt an alles. Und oben Laurela. Laurelas Haar. Sie lächelte. Kein Wunder, daß sie ihr nachliefen. Sie wollte nachher noch anfangen mit dem blauen Kleid, ganz eng unterm Busen, das hob ihn so richtig in die Höhe. Das Blau paßte gut zum Haar. So hübsches Haar. Wenn es goldene Seide gäbe, sähe sie aus wie Laurelas Haar. Sie räusperte sich, hörte das pappende Geräusch ihrer Lippen, saß mit offenem Mund, starrte die Zeitung an, die fetten kräftigen Krallen rechts und links.

„Sie hat hübsches Haar“, sagte sie. „Wie Seide, wie Gold.“

Er schnickte die Seiten in ihre gekniffte Form zurück.

„Na klar“, sagte er.

Sie sah die Krallenpfoten zum Bierglas tappen und es packen. Sie hörte ihn schmatzen, schlucken. So schönes goldenes Haar. Sie bohrte die Spitze der Stopfnadel in den braunen Wollfilz. Seine und ihre Tochter. Sie betrachtete die geätzte Haut ihres Zeigefingers. Seine und ihre Tochter. Sie reckte sich in einem warmen Anschwellen von Mitleid und stolzer Verwunderung.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Wer sind die Haupthelden der Geschichte? In welchen Beziehungen stehen Sie zueinander?
 - b) Wo passiert die Handlung?
 - c) Warum macht sich die Mutter Sorgen und der Vater nicht?
 - d) Wie versucht die Mutter die Aufmerksamkeit und Ungleichgültigkeit des Vatters zu wecken?
 - e) Welche Emotionen überfüllen die Mutter?
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung. Beachten Sie dabei die Rolle der Vergleiche und Symbole.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

PETER BICHSEL

SAN SALVADOR

Er hatte sich eine Füllfeder gekauft. Nachdem er mehrmals seine Unterschrift, dann seine Initialen, seine Adresse, einige Wellenlinien, dann die Adresse seiner Eltern auf ein Blatt gezeichnet hatte, nahm er einen neuen Bogen, faltete ihn sorgfältig und schrieb: „Mir ist es hier zu kalt“, dann, „ich gehe nach Südamerika“, dann hielt er inne, schraubte die Kappe auf die Feder, betrachtete den Bogen und sah, wie die Tinte eintrocknete und dunkel wurde (in der Papeterie garantierte man, dass sie schwarz werde), dann nahm er seine Feder erneut zur Hand und setzte noch großzügig seinen Namen Paul darunter. Dann saß er da. Später räumte er die Zeitungen vom Tisch, überflog dabei die Kinoinserate, dachte an irgend etwas, schob den Aschenbecher beiseite, zerriss den Zettel mit den Wellenlinien, entleerte seine Feder und füllte sie wieder.

Für die Kinovorstellung war es jetzt zu spät. Die Probe des Kirchenchores dauert bis neun Uhr, um halb zehn würde Hildegard zurück sein. Er wartete auf Hildegard. Zu all dem Musik aus dem Radio. Jetzt drehte er das Radio ab.

Auf dem Tisch, mitten auf dem Tisch, lag nun der gefaltete Bogen, darauf stand in blauschwarzer Schrift sein Name Paul. „Mir ist es hier zu kalt“, stand auch darauf. Nun würde also Hildegard heimkommen, um halb zehn. Es war jetzt neun Uhr. Sie läse seine Mitteilung, erschreke dabei, glaube wohl das mit Südamerika nicht, würde dennoch die Hemden im Kasten zählen, etwas müsste ja geschehen sein.

Sie würde in den „Löwen“ telefonieren. Der „Löwen“ ist mittwochs geschlossen. Sie würde lächeln und verzweifeln und sich damit abfinden, vielleicht. Sie würde sich mehrmals die Haare aus dem Gesicht streichen, mit dem Ringfinger der linken Hand beidseitig der Schläfe entlangfahren, dann langsam den Mantel aufknöpfen.

Dann saß er da, überlegte, wem er einen Brief schreiben könnte, las die Gebrauchsanweisung für den Füller noch einmal – leicht nach rechts drehen – las auch den französischen Text, verglich den englischen mit dem deutschen, sah wieder seinen Zettel, dachte an Palmen, dachte an Hildegard. Saß da. Und um halb zehn kam Hildegard und fragte: „Schlafen die Kinder?“ Sie strich sich die Haare aus dem Gesicht.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Wer sind die Haupthelden der Geschichte? In welchen Beziehungen stehen Sie zueinander?
 - b) Welche Wünsche hat der Mann?
 - c) Wie sind die Beziehungen des Ehepaars gestaltet?
 - d) Wie endet die Geschichte?
 - e) Welche Gründe könnten für das Entstehen derartigen Situation verantwortlich sein?
 - f) Welche Bedeutung hat der Titel der Geschichte?
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

HELGA M. NOVAK SCHLITTENFAHREN

Das Eigenheim steht in einem Garten. Der Garten ist groß. Durch den Garten fließt ein Bach. Im Garten stehen zwei Kinder. Das eine der Kinder kann noch nicht sprechen. Das andere Kind ist größer. Sie sitzen auf einem Schlitten. Das kleinere Kind weint. Das größere sagt, gib den Schlitten her. Das kleinere weint. Es schreit.

Aus dem Haus tritt ein Mann. Er sagt, wer brüllt, kommt rein. Er geht in das Haus zurück. Die Tür fällt hinter ihm zu.

Das kleinere Kind schreit.

Der Mann erscheint wieder in der Haustür. Er sagt, komm rein. Na wird's bald. Du kommst rein. Nix. Wer brüllt, kommt rein.

Komm rein.

Der Mann geht hinein. Die Tür klappt

Das kleinere Kind hält die Schnur des Schlittens fest. Es schluchzt.

Der Mann öffnet die Haustür. Er sagt, du darfst Schlitten fahren, aber nicht brüllen. Wer brüllt, kommt rein. Ja. Ja. Jaaa.

Schluß jetzt.

Das größere Kind sagt, Andreas will immer allein fahren.

Der Mann sagt, wer brüllt, kommt rein. Ob er nun Andreas heißt oder sonstwie.

Er macht die Tür zu.

Das größere Kind nimmt dem kleineren den Schlitten weg. Das kleinere Kind schluchzt, quietscht, jault, quengelt.

Der Mann tritt aus dem Haus. Das größere Kind gibt dem kleineren den Schlitten zurück. Das kleinere Kind setzt sich auf den Schlitten. Es rodelt.

Der Mann sieht in den Himmel. Der Himmel ist blau. Die Sonne ist groß und rot. Es ist kalt.

Der Mann pfeift laut. Er geht wieder ins Haus zurück. Er macht die Tür hinter sich zu.

Das größere Kind ruft, Vati, Vati, Vati, Andreas gibt den Schlitten nicht mehr her.

Die Haustür geht auf. Der Mann steckt den Kopf heraus. Er sagt, wer brüllt, kommt rein. Die Tür geht zu.

Das größere Kind ruft, Vati, Vativativati, Vaaatiii, jetzt ist Andreas in den Bach gefallen.

Die Haustür öffnet sich einen Spalt breit. Eine Männerstimme ruft, wie oft soll ich das noch sagen, wer brüllt, kommt rein.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) *Wer sind die Haupthelden der Geschichte? In welchen Beziehungen stehen Sie zueinander?*
 - b) *Um welche Jahreszeit geht es wohl?*
 - c) *Welches Problem können die Kinder nicht lösen?*
 - d) *Wie endet die Geschichte?*
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

IRENE DISCHE
“LIEBE MOM, LIEBER DAD”

Liebe Mom, lieber Dad,

bitte entschuldigt, dass ich mich so lange nicht gemeldet habe. Ich kann mir vorstellen, dass Ihr Euch meinetwegen Sorgen gemacht habt, aber ich konnte wirklich nicht anrufen. Bis gestern lag ich im Krankenhaus. Zum ersten mal seit anderthalb Monaten sitze ich wieder an einem Tisch. Nach unserem Streit vor sechs Wochen wegen Ralph, der Euch nicht gefällt, weil er so viel älter als ich und überhaupt eine seltsame Wahl ist, weil er kein Arzt oder Anwalt ist wie alle anderen, die ich kenne, war ich so wütend, dass ich mich besser nicht ans Steuer gesetzt hätte. Jackie hatte die ganze Zeit im Wagen auf mich gewartet. Sie ist immer meine beste Freundin gewesen. Ich war doch bloß vorbeigekommen, um Euch kurz zu umarmen. Danach wollten wir weiterfahren – über das Wochenende nach Maine, wo Ralph eine Farm hat. So arm ist er nämlich gar nicht, wisst Ihr. Ich war hereingekommen und sagte: „Ich wollte Euch bloß guten Tag sagen, ich bin auf dem Weg nach Maine.“ Da habt Ihr gleich angefangen, mir Vorwürfe wegen Ralph zu machen. Ihr werdet Euch daran erinnern. Als Du, Dad, meine Beziehung zu ihm eine „Katastrophe“ nanntest und Mom zu weinen anfing, da habe ich eben kehrtemacht und bin gegangen. Ihr seid hinter mir her, aber ich war schneller. Ich habe mich in den Wagen gesetzt, mit zitternden Händen. Jackie bot an, sie könne fahren. Aber ich wollte nicht. Ich fuhr auf den Highway. Alles in mir war im Aufruhr. Ich konnte mich nicht konzentrieren. Ich fuhr zu schnell. Ich fuhr viel zu schnell. Jackie schrie mich an. Ich stand einfach auf dem Gaspedal. Hundertfünfzig bin ich gefahren. An einer Baustelle verengte sich die Straße, und ich übersah die Warnschilder. Ich geriet auf den Mittelstreifen, der Wagen brach durch die Leitplanke und schoss auf die Gegenfahrbahn. Ein kleiner Wagen, eine indische Familie mit vier Kindern, kam mir entgegen – ich krachte mitten in sie rein. Noch immer habe ich Jackies „Nein! Nein!“ im Ohr. Es waren ihre letzten Worte. Jackie ist tot. Ein siebenjähriger Junge in dem anderen Wagen hat überlebt, die Eltern und seine drei Geschwister sind tot. Er aber hat nicht die kleinste Schramme, die ihn von der neuen Wirklichkeit wenigstens einen Moment lang ablenken könnte. Was mich angeht – um beim Sichtbarsten anzufangen: die Hüften und beide Beine sind zerquetscht. Das Gesicht ist völlig kaputt – die Nase gebrochen, die Wangenknochen gebrochen, ein Riss in der Stirn, sieben Rippen, der linke Arm und die linke Hand an fünf Stellen gebrochen. Ich habe auch innere Verletzungen – unter anderem einen Lungenriß. Drei Tage war ich auf der Intensivstation. Ralph kam mit dem Flugzeug von Maine, um bei mir zu sein. In Boston sollte eine Ausstellung mit seinen Bildern eröffnet werden, für die er seit mehr als einem Jahr gearbeitet hatte. Er fuhr nicht hin, sondern blieb, solange er konnte, bei mir. Irgendwann musste er zurück nach Maine, sich um die Tiere kümmern, und kam dann an den Wochenenden herüber. Die übrige Zeit war ich allein. Ich habe vier Operationen hinter mir – in vier Wochen. Im Gesicht werde ich auch noch operiert. Vielleicht kann ich nie mehr richtig laufen. Kinder werde ich auch keine bekommen können. Aber das alles macht mir längst nicht so viel

Kummer wie mein Gewissen. Ich habe fünf Menschen umgebracht. Jackies Eltern haben ihr einziges Kind verloren. Ein kleiner Junge hat alle seine Angehörigen verloren. Und ich bin schuld.

Liebe Mom, lieber Dad. Nichts von alledem ist wahr. Die Wahrheit ist, ich hatte bei Euch angehalten, um Euch eine freudige Nachricht zu bringen. Aber weil Ihr derart über Ralph hergezogen seid, konnte ich Euch nicht sagen, dass ich schwanger war. Jetzt bin ich im fünften Monat. Letzte Woche haben Ralph und ich geheiratet. Entschuldigt den ersten Absatz: Ich wollte nur, dass Ihr meine Neuigkeiten im richtigen Licht seht. Wir leben in Maine, ich bin ungeheuer glücklich, und ich hoffe, Ihr besucht uns bald mal.

In Liebe, Eure Tochter
Sarah

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Warum hat Sarah einen Streit mit den Eltern gehabt?
 - b) Warum nennt der Vater die Beziehungen zu Ralf „Katastrophe“?
 - c) Was macht Sarah, damit ihre Eltern die Neuigkeiten im richtigen Licht sehen? Warum?
 - d) Möchte sich Sarah mit ihren Eltern versöhnen? Beweisen Sie.
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes. Bestimmen Sie dabei die Rolle der Fremdwörter.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

REINER KUNZE

FÜNFZEHN

Sie trägt einen Rock, den kann man nicht beschreiben, denn schon ein einziges Wort wäre zu lang. Ihr Schal dagegen ähnelt einer Doppelschlepe: Lässig um den Hals geworfen fällt er in ganzer Breite über Schienbein und Wade. (Am liebsten hätte sie einen Schal, an dem mindestens drei Großmütter zweieinhalb Jahre lang gestrickt haben – eine Art Niagara fall aus Wolle. Ich glaube, von einem solchen Schal würde sie behaupten, dass er genau ihrem Lebensgefühl entspricht. Doch wer hat vor zweieinhalb Jahren wissen können, dass solche Schals heute Mode sein würden.) Zum Schal trägt sie Tennisschuhe, auf denen jeder ihrer Freunde und jede ihrer Freundinnen unterschrieben haben. Sie ist fünfzehn Jahre alt und gibt nichts auf die Meinung uralter Leute – das sind alle Leute über dreißig. Könnte einer von ihnen sie verstehen, selbst wenn er sich bemühen würde? Ich bin über dreißig. Wenn sie Musik hört, vibrieren noch im übernächsten Zimmer die Türfüllungen. Ich weiß, diese Lautstärke bedeutet für sie Lustgewinn. Teilbefriedigung ihres Bedürfnisses nach Protest. Überschallverdrängung unangenehmer logischer Schlüsse. Trance. Dennoch ertappe ich mich immer wieder bei einer Kurzschlussreaktion: Ich spüre plötzlich den Drang in mir sie zu bitten, das Radio leiser zu stellen. Wie also könnte ich sie verstehen – bei diesem Nervensystem? Noch hinderlicher ist die Neigung, allzu hochtrabende Gedanken erden zu wollen. Auf ihren Möbeln flockt der Staub. Unter ihrem Bett wallt er. Dazwischen liegen Haarklemmen, ein Taschenspiegel, Knautschlacklederreste, Schnellhefter, Apfelstiele, ein Plastikbeutel mit der Aufschrift „Der Duft der großen weiten Welt“, angelesene und übereinandergestülpte Bücher (Hesse, Karl May, Hölderlin), Jeans mit in sich gekehrten Hosenbeinen, halb und dreiviertel gewendete Pullover, Strumpfhosen, Nylon und benutzte Taschentücher. (Die Ausläufer dieser Hügel Landschaft erstrecken sich bis ins Bad und in die Küche.) Ich weiß: Sie will sich nicht den Nichtigkeiten des Lebens ausliefern. Sie fürchtet die Einengung des Blicks, des Geistes. Sie fürchtet die Abstumpfung der Sinne durch Wiederholung! Außerdem wägt sie die Tätigkeiten gegeneinander ab nach dem Maß an Unlustgefühlen, das mit ihnen verbunden sein könnte, und betrachtet es als Ausdruck persönlicher Freiheit, die unlustintensiveren zu ignorieren. Doch nicht nur, dass ich ab und zu heimlich ihr Zimmer wische, um ihre Mutter vor Herzkrämpfen zu bewahren – ich muss mich auch der Versuchung erwehren, diese Nichtigkeiten ins Blickfeld zu rücken und auf die Ausbildung innerer Zwänge hinzuwirken. Einmal bin ich dieser Versuchung erlegen. Sie ekelt sich vor Spinnen. Also sagte ich: „Unter deinem Bett waren zwei Spinnennester.“ Ihre mit lila Augentusche nachgedunkelten Lider verschwanden hinter den hervortretenden Augäpfeln, und sie begann „Iix! Ääx! Uh!“ zu rufen, so dass ihre Englischlehrerin, wäre sie zugegen gewesen, von soviel Kehlkopfknacklauten – englisch „glottal stops“ – ohnmächtig geworden wäre. „Und warum bauen sie ihre Nester gerade unter meinem Bett?“ „Dort werden sie nicht so oft gestört.“ Direkter wollte ich nicht werden, und sie ist intelligent. Am Abend hatte sie ihr inneres Gleichgewicht wiedergewonnen. Im Bett liegend machte sie einen fast überlegenen

Eindruck. Ihre Hausschuhe standen auf dem Klavier: „Die stelle ich jetzt immer dorthin“, sagte sie. „Damit keine Spinnen reinkriechen können.“

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) *Wer sind die Haupthelden der Geschichte?*
 - b) *Über welche Eigenheiten sind sich die beiden nicht einig?*
 - c) *Welche Beziehungen haben die Helden zueinander?*
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

**JULIA FRANCK
STREUSELSCHNECKE**

Der Anruf kam, als ich vierzehn war. Ich wohnte seit einem Jahr nicht mehr bei meiner Mutter und meinen Schwestern, sondern bei Freunden in Berlin. Eine fremde Stimme meldete sich, der Mann nannte seinen Namen, sagte mir, er lebe in Berlin, und fragte, ob ich ihn kennenlernen wolle. Ich zögerte, ich war mir nicht sicher. Zwar hatte ich schon viel über solche Treffen gehört und mir oft vorgestellt, wie so etwas wäre, aber als es so weit war, empfand ich eher Unbehagen. Wir verabredeten uns. Er trug Jeans, Jacke und Hose. Ich hatte mich geschminkt. Er führte mich ins Café Richter am Hindemithplatz, und wir gingen ins Kino, ein Film von Rohmer.¹ Unsympathisch war er nicht, eher schüchtern. Er nahm mich mit ins Restaurant und stellte mich seinen Freunden vor. Ein feines, ironisches Lächeln zog er zwischen sich und die anderen Menschen. Ich ahnte, was das Lächeln verriet. Einige Male durfte ich ihn bei seiner Arbeit besuchen. Er schrieb Drehbücher und führte Regie bei Filmen. Ich fragte mich, ob er mir Geld geben würde, wenn wir uns treffen, aber er gab mir keins, und ich traute mich nicht, danach zu fragen. Schlimm war das nicht, schließlich kannte ich ihn kaum, was sollte ich da schon verlangen? Außerdem konnte ich für mich selbst sorgen, ich ging zur Schule und putzen und arbeitete als Kindermädchen. Bald würde ich alt genug sein, um als Kellnerin zu arbeiten, und vielleicht wurde ja auch noch eines Tages etwas Richtiges aus mir. Zwei Jahre später, der Mann und ich waren uns noch immer etwas fremd, sagte er mir, er sei krank. Er starb ein Jahr lang, ich besuchte ihn im Krankenhaus und fragte, was er sich wünsche. Er sagte mir, er habe Angst vor dem Tod und wolle es so schnell wie möglich hinter sich bringen. Er fragte mich, ob ich ihm Morphium besorgen könne. Ich dachte nach, ich hatte einige Freunde, die Drogen nahmen, aber keinen, der sich mit Morphium auskannte. Auch war ich mir nicht sicher, ob die im Krankenhaus herausfinden wollten und würden, woher es kam. Ich vergaß seine Bitte. Manchmal brachte ich ihm Blumen. Er fragte nach dem Morphium, und ich fragte ihn, ob er sich Kuchen wünsche, schließlich wusste ich, wie gerne er Torte aß. Er sagte, die einfachen Dinge seien ihm jetzt die liebsten – er wolle nur Streuselschnecken, nichts sonst. Ich ging nach Hause und buk Streuselschnecken, zwei Bleche voll. Sie waren noch warm, als ich sie ins Krankenhaus brachte. Er sagte, er hätte gerne mit mir gelebt, es zumindest gern versucht, er habe immer gedacht, dafür sei noch Zeit, eines Tages – aber jetzt sei es zu spät. Kurz nach meinem siebzehnten Geburtstag war er tot. Meine kleine Schwester kam nach Berlin, wir gingen gemeinsam zur Beerdigung. Meine Mutter kam nicht. Ich nehme an, sie war mit anderem beschäftigt, außerdem hatte sie meinen Vater zu wenig gekannt und nicht geliebt.

¹ Rohmer: Eric Rohmer, frz. Filmregisseur, geb. 1920, thematisiert Beziehungsfragen

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) *Wer sind die Haupthelden der Geschichte? In welchen Beziehungen stehen Sie zueinander?*
 - b) *Was passiert zwischen beiden Personen?*
 - c) *Wie entwickeln sich die Beziehungen der Protagonisten?*
 - d) *Wie endet die Geschichte?*
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

HEINRICH BÖLL
ES WIRD ETWAS GESCHEHEN
EINE HANDLUNGSSTARKE GESCHICHTE

Zu den merkwürdigsten Abschnitten meines Lebens gehört wohl der, den ich als Angestellter in Alfred Wunsiedels Fabrik zubrachte. Von Natur bin ich mehr dem Nachdenken und dem Nichtstun zugeneigt als der Arbeit, doch hin und wieder zwingen mich anhaltende finanzielle Schwierigkeiten – denn Nachdenken bringt sowenig ein wie Nichtstun –, eine so genannte Stelle anzunehmen. Wieder einmal auf einem solchen Tiefpunkt angekommen, vertraute ich mich der Arbeitsvermittlung an und wurde mit sieben anderen Leidensgenossen in Wunsiedels Fabrik geschickt, wo wir einer Eignungsprüfung unterzogen werden sollten... Schon der Anblick der Fabrik machte mich misstrauisch: die Fabrik war ganz aus Glasziegeln gebaut, und meine Abneigung gegen helle Gebäude und helle Räume ist so stark wie meine Abneigung gegen die Arbeit. Noch misstrauischer wurde ich, als uns in der hellen, fröhlich ausgemalten Kantine gleich ein Frühstück serviert wurde: hübsche Kellnerinnen brachten uns Eier, Kaffee und Toaste, in geschmackvollen Karaffen stand Orangensaft; Goldfische drückten ihre blasierten Gesichter gegen die Wände hellgrüner Aquarien. Die Kellnerinnen waren so fröhlich, dass sie vor Fröhlichkeit fast zu platzen schienen. Nur starke Willensanstrengung – so schien mir – hielt sie davon zurück, dauernd zu trällern. Sie waren mit ungesungenen Liedern so angefüllt wie Hühner mit ungelegten Eiern.

Ich ahnte gleich, was meine Leidensgenossen nicht zu ahnen schienen: dass auch dieses Frühstück zur Prüfung gehöre; und so kaute ich hingebungsvoll, mit dem vollen Bewusstsein eines Menschen, der genau weiß, dass er seinem Körper wertvolle Stoffe zuführt. Ich tat etwas, wozu mich normalerweise keine Macht dieser Welt bringen würde: Ich trank auf den nüchternen Magen Orangensaft, ließ den Kaffee und ein Ei stehen, den größten Teil des Toasts liegen, stand auf und marschierte handlungsschwanger in der Kantine auf und ab.

So wurde ich als erster in den Prüfungsraum geführt, wo auf reizenden Tischen die Fragebogen bereitlagen. Die Wände waren in einem Grün getönt, das Einrichtungsfanatikern das Wort „entzückend“ auf die Lippen gezaubert hätte. Niemand war zu sehen, und doch war ich so sicher, beobachtet zu werden, dass ich mich benahm, wie ein Handlungsschwangerer sich benimmt, wenn er sich unbeobachtet glaubt: ungeduldig riss ich meinen Füllfederhalter aus der Tasche, schraubte ihn auf, setzte mich an den nächstbesten Tisch und zog den Fragebogen an mich heran, wie Choleriker Wirtshausrrechnungen zu sich hinziehen. Erste Frage: Halten Sie es für richtig, dass der Mensch nur zwei Arme, zwei Beine, Augen und Ohren hat? Hier erntete ich zum ersten Male die Früchte meiner Nachdenklichkeit und schrieb ohne Zögern hin: „Selbst vier Arme, Beine, Ohren würden meinem Tatendrang nicht genügen. Die Ausstattung des Menschen ist kümmerlich.“ Zweite Frage: Wie viel Telefone können Sie gleichzeitig bedienen? Auch hier war die Antwort so leicht wie die Lösung einer Gleichung ersten Grades. „Wenn es nur sieben Telefone sind“,

schrieb ich, „werde ich ungeduldig, erst bei neun fühle ich mich vollkommen ausgelastet.“ Dritte Frage: Was machen Sie nach Feierabend? Meine Antwort: „Ich kenne das Wort Feierabend nicht mehr – an meinem fünfzehnten Geburtstag strich ich es aus meinem Vokabular, denn am Anfang war die Tat.“ Ich bekam die Stelle. Tatsächlich fühlte ich mich sogar mit den neun Telefonen nicht ganz ausgelastet. Ich rief in die Muscheln der Hörer: „Handeln Sie sofort!“ oder: „Tun Sie etwas! – Es muss etwas geschehen – Es wird etwas geschehen – Es ist etwas geschehen – Es sollte etwas geschehen.“ Doch meistens – denn das schien mir der Atmosphäre gemäß – bediente ich mich des Imperativs. Interessant waren die Mittagspausen, wo wir in der Kantine, von lautloser Fröhlichkeit umgeben, vitaminreiche Speisen aßen. Es wimmelte in Wunsiedels Fabrik von Leuten, die verrückt darauf waren, ihren Lebenslauf zu erzählen, wie eben handlungsstarke Persönlichkeiten es gern tun. Ihr Lebenslauf ist ihnen wichtiger als ihr Leben, man braucht nur auf einen Knopf zu drücken, und schon erbrechen sie ihn in Ehren.

Wunsiedels Stellvertreter war ein Mann mit Namen Broschek, der seinerseits einen gewissen Ruhm erworben hatte, weil er als Student sieben Kinder und eine gelähmte Frau durch Nacharbeit ernährt, zugleich vier Handelsvertretungen erfolgreich ausgeübt und dennoch innerhalb von zwei Jahren zwei Staatsprüfungen mit Auszeichnung bestanden hatte. Als ihn Reporter gefragt hatten: „Wann schlafen Sie denn, Broschek?“, hatte er geantwortet: „Schlafen ist Sünde!“ Wunsiedels Sekretärin hause einen gelähmten Mann und vier Kinder durch Strichen ernährt, hatte gleichzeitig in Psychologie und Heimatkunde promoviert, Schäferhunde gezüchtet und war als Barsängerin unter dem Namen „Vamp 7“ berühmt geworden. Wunsiedel selbst war einer von den Leuten, die morgens, kaum erwacht, schon entschlossen sind, zu handeln. „Ich muss handeln“, denken sie, während sie energisch den Gürtel des Bademantels zuschnüren. „Ich muss handeln“, denken sie, während sie sich rasieren, und sie blicken triumphierend auf die Barthaare, die sie mit dem Seifenschaum von ihrem Rasierapparat abspulen: Diese Reste der Behaarung sind die ersten Opfer ihres Tatendranges. Auch die intimeren Verrichtungen lösen Befriedigung bei diesen Leuten aus: Wasser rauscht, Papier wird verbraucht. Es ist etwas geschehen. Brot wird gegessen, dem Ei wird der Kopf abgeschlagen. Die belangloseste Tätigkeit sah bei Wunsiedel wie eine Handlung aus: wie er den Hut aufsetzte, wie er – bebend vor Energie – den Mantel zuknöpfte, den Kuss, den er seiner Frau gab, alles war Tat.

Wenn er sein Büro betrat, rief er seiner Sekretärin als Gruß zu: „Es muss etwas geschehen!“ Und diese rief frohen Mutes: „Es wird etwas geschehen!“ Wunsiedel ging dann von Abteilung zu Abteilung, rief sein fröhliches: „Es muss etwas geschehen!“ Alle antworteten: „Es wird etwas geschehen!“ Und auch ich rief ihm, wenn er mein Zimmer betrat, strahlend zu: „Es wird etwas geschehen!“

Innerhalb der ersten Woche steigerte ich die Zahl der bedienten Telefone auf elf, innerhalb der zweiten Woche auf dreizehn, und es machte mir Spaß, morgens in der Straßenbahn neue Imperative zu erfinden oder das Verbum geschehen durch die verschiedenen Tempora, durch die verschiedenen Genera, durch Konjunktiv und Indikativ zu hetzen; zwei Tage lang sagte ich nur den einen Satz, weil ich ihn so schon

fand: „Es hätte etwas geschehen müssen“, zwei weitere Tage lang einen anderen: „Das hätte nicht geschehen dürfen.“ So fing ich an, mich tatsächlich ausgelastet zu fühlen, als wirklich etwas geschah. An einem Dienstagmorgen – ich hatte mich noch gar nicht richtig zurechtgesetzt – stürzte Wunsiedel in mein Zimmer und rief sein „Es muss etwas geschehen!“ Doch etwas Unerklärliches auf seinem Gesicht ließ mich zögern, fröhlich und munter, wie es vorgeschrieben war, zu antworten: „Es wird etwas geschehen!“ Ich zögerte wohl zu lange, denn Wunsiedel, der sonst selten schrie, brüllte mich an: „Antworten Sie! Antworten Sie, wie es vorgeschrieben ist!“ Und ich antwortete leise und widerstrebend wie ein Kind, das man zu sagen zwingt: Ich bin ein böses Kind. Nur mit großer Anstrengung brachte ich den Satz heraus: „Es wird etwas geschehen“, und kaum hatte ich ihn ausgesprochen, da geschah tatsächlich etwas: Wunsiedel stürzte zu Boden, rollte im Stürzen auf die Seite und lag quer vor der offenen Tür. Ich wusste gleich, was sich mir bestätigte, als ich langsam um meinen Tisch herum auf den Liegenden zuing: dass er tot war.

Kopfschüttelnd stieg ich über Wunsiedel hinweg, ging langsam durch den Flur zu Broscheks Zimmer und trat dort ohne anzuklopfen ein. Broschek saß an seinem Schreibtisch, hatte in jeder Hand einen Telefonhörer, im Mund einen Kugelschreiber, mit dem er Notizen auf einen Block schrieb, während er mit den bloßen Füßen eine Strickmaschine bediente, die unter dem Schreibtisch stand. Auf diese Weise trägt er dazu bei, die Bekleidung seiner Familie zu vervollständigen. „Es ist etwas geschehen“, sagte ich leise. Broschek spuckte den Kugelstift aus, legte die beiden Hörer hin, löste zögernd seine Zehen von der Strickmaschine. „Was ist denn geschehen?“ fragte er. „Herr Wunsiedel ist tot“, sagte ich. „Nein“, sagte Broschek. „Doch“, sagte ich, „kommen Sie!“ „Nein“, sagte Broschek, „das ist unmöglich“, aber er schlüpfte in seine Pantoffeln und folgte mir über den Flur. „Nein“, sagte er, als wir an Wunsiedels Leiche standen, „nein, nein!“ Ich widersprach ihm nicht. Vorsichtig drehte ich Wunsiedel auf den Rücken, drückte ihm die Augen zu und betrachtete ihn nachdenklich.

Ich empfand fast Zärtlichkeit für ihn, und zum ersten Male wurde mir klar, dass ich ihn nie gehasst hatte. Auf seinem Gesicht war etwas, wie es auf den Gesichtern der Kinder ist, die sich hartnäckig weigern, ihren Glauben an den Weihnachtsmann aufzugeben, obwohl die Argumente der Spielkameraden so überzeugend klingen. „Nein“, sagte Broschek, „nein.“ „Es muss etwas geschehen“, sagte ich leise zu Broschek. „Ja“, sagte Broschek, „es muss etwas geschehen.“ Es geschah etwas: Wunsiedel wurde beerdigt, und ich wurde ausersehen, einen Kranz künstlicher Rosen hinter seinem Sarg herzutragen, denn ich bin nicht nur mit einem Hang zur Nachdenklichkeit und zum Nichtstun ausgestattet, sondern auch mit einer Gestalt und einem Gesicht, die sich vorzüglich für schwarze Anzüge eignen. Offenbar habe ich – mit dem Kranz künstlicher Rosen in der Hand hinter Wunsiedels Sarg hergehend – großartig ausgesehen. Ich erhielt das Angebot eines eleganten Beerdigungsinstitutes, dort als berufsmäßiger Trauernder einzutreten. „Sie sind der geborene Trauernde“, sagte der Leiter des Instituts, „die Garderobe bekommen Sie gestellt. Ihr Gesicht – einfach großartig!“

Ich kündigte Broschek mit der Begründung, dass ich mich dort nicht richtig ausgelastet fühle, dass, Teile meiner Fähigkeiten trotz der dreizehn Telefone brachlägen. Gleich nach meinem ersten berufsmäßigen Trauergang wusste ich: Hierhin gehörst du, das ist der Platz, der für dich bestimmt ist. Nachdenklich stehe ich hinter dem Sarg in der Trauerkapelle, mit einem schlichten Blumenstrauß in der Hand, während Händels „Largo“ gespielt wird, ein Musikstück, das viel zu wenig geachtet ist. Das Friedhofscafé ist mein Stammlokal, dort verbringe ich die Zeit zwischen meinen beruflichen Auftritten, doch manchmal gehe ich auch hinter Särgen her, zu denen ich nicht beordert bin, kaufe aus meiner Tasche einen Blumenstrauß und geselle mich zu dem Wohlfahrtsbeamten, der hinter dem Sarg eines Heimatlosen hergeht. Hin und wieder auch besuche ich Wunsiedels Grab, denn schließlich verdanke ich es ihm, dass ich meinen eigentlichen Beruf entdeckte, einen Beruf, bei dem Nachdenklichkeit geradezu erwünscht und Nichtstun meine Pflicht ist. Spät erst fiel mir ein, dass ich mich nie für den Artikel interessiert habe, der in Wunsiedels Fabrik hergestellt wurde. Es wird wohl Seife gewesen sein.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Wer sind die Haupthelden der Geschichte?
 - b) Welche zwei Variante des Berufslebens werden dargestellt?
 - c) Erklären Sie das Motto „Es wird etwas geschehen“.
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

ILSE AICHINGER DAS FENSTERTHEATER

Die Frau lehnte am Fenster und sah hinüber. Der Wind trieb in leichten Stößen vom Fluss herauf und brachte nichts Neues. Die Frau hatte den starren Blick neugieriger Leute, die unersättlich sind. Es hatte ihr noch niemand den Gefallen getan, vor ihrem Haus niedergefahren zu werden. Außerdem wohnte sie im vorletzten Stock, die Straße lag zu tief unten. Der Lärm rauschte nur mehr leicht herauf. Alles lag zu tief unten. Als sie sich eben vom Fenster abwenden wollte, bemerkte sie, dass der Alte gegenüber Licht angedreht hatte. Da es noch ganz hell war, blieb dieses Licht für sich und machte den merkwürdigen Eindruck, den aufflammende Straßenlaternen unter der Sonne machen. Als hätte einer an seinen Fenstern die Kerzen angesteckt, noch ehe die Prozession die Kirche verlassen hat. Die Frau blieb am Fenster.

Der Alte öffnete und nickte herüber. Meint er mich? dachte die Frau. Die Wohnung über ihr stand leer, und unterhalb lag eine Werkstatt, die um diese Zeit schon geschlossen war. Sie bewegte leicht den Kopf. Der Alte nickte wieder. Er griff sich an die Stirne, entdeckte, dass er keinen Hut aufhatte, und verschwand im Innern des Zimmers.

Gleich darauf kam er in Hut und Mantel wieder. Er zog den Hut und lächelte. Dann nahm er ein weißes Tuch aus der Tasche und begann zu winken. Erst leicht und dann immer eifriger. Er hing über die Brüstung, dass man Angst bekam, er würde vornüberfallen. Die Frau trat einen Schritt zurück, aber das schien ihn nur zu bestärken. Er ließ das Tuch fallen, löste seinen Schal vom Hals – einen großen bunten Schal – und ließ ihn aus dem Fenster wehen. Dazu lächelte er. Und als sie noch einen weiteren Schritt zurücktrat, warf er den Hut mit einer heftigen Bewegung ab und wand den Schal wie einen Turban um seinen Kopf. Dann kreuzte er die Arme über der Brust und verneigte sich. Sooft er aufsaß, kniff er das linke Auge zu, als herrsche zwischen ihnen ein geheimes Einverständnis. Das bereitete ihr so lange Vergnügen, bis sie plötzlich nur mehr seine Beine in dünnen, geflickten Samthosen in die Luft ragen sah. Er stand auf dem Kopf. Als sein Gesicht gerötet, erhitzt und freundlich wieder auftauchte, hatte sie schon die Polizei verständigt.

Und während er, in ein Leintuch gehüllt, abwechselnd an beiden Fenstern erschien, unterschied sie schon drei Gassen weiter über dem Geklingel der Straßenbahnen und dem gedämpften Lärm der Stadt das Hupen des Überfallautos. Denn ihre Erklärung hatte nicht sehr klar und ihre Stimme erregt geklungen.

Der alte Mann lachte jetzt, so dass sich sein Gesicht in tiefe Falten legte, streifte dann mit einer vagen Gebärde darüber, wurde ernst, schien das Lachen eine Sekunde lang in der hohlen Hand zu halten und warf es dann hinüber. Erst als der Wagen schon um die Ecke bog, gelang es der Frau, sich von seinem Anblick loszureißen.

Sie kam atemlos unten an. Eine Menschenmenge hatte sich um den Polizeiwagen gesammelt. Die Polizisten waren abgesprungen, und die Menge kam hinter ihnen und der Frau her. Sobald man die Leute zu verscheuchen suchte, erklärten sie einstimmig, in diesem Hause zu wohnen. Einige davon kamen bis zum letzten

Stock mit. Von den Stufen beobachteten sie, wie die Männer, nachdem ihr Klopfen vergeblich blieb und die Glocke allem Anschein nach nicht funktionierte, die Tür aufbrachen.

Sie arbeiteten schnell und mit einer Sicherheit, von der jeder Einbrecher lernen konnte. Auch in dem Vorraum, dessen Fenster auf den Hof sahen, zögerten sie nicht eine Sekunde. Zwei von ihnen zogen die Stiefel aus und schlichen um die Ecke. Es war inzwischen finster geworden. Sie stießen an einen Kleiderständer, gewahrten den Lichtschein am Ende des schmalen Ganges und gingen ihm nach. Die Frau schlich hinter ihnen her. Als die Tür aufflog, stand der alte Mann, mit dem Rücken zu ihnen gewandt, noch immer am Fenster.

Er hielt ein großes weißes Kissen auf dem Kopf, das er immer wieder abnahm, als bedeutete er jemandem, dass er schlafen wolle. Den Teppich, den er vom Boden genommen hatte, trug er um die Schultern. Da er schwerhörig war, wandte er sich auch nicht um, als die Männer schon knapp hinter ihm standen und die Frau über ihn hinweg in ihr eigenes finsternes Fenster sah.

Die Werkstatt unterhalb war, wie sie angenommen hatte, geschlossen. Aber in die Wohnung oberhalb musste eine neue Partei eingezogen sein. An eines der erleuchteten Fenster war ein Gitterbett geschoben, in dem aufrecht ein kleiner Knabe stand. Auch er trug sein Kissen auf dem Kopf und die Bettdecke um die Schultern. Er sprang und winkte herüber und krächte vor Jubel. Er lachte, strich mit der Hand über das Gesicht, wurde ernst und schien das Lachen eine Sekunde lang in der hohlen Hand zu halten. Dann warf er es mit aller Kraft den Wachleuten ins Gesicht.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Wer sind die Haupthelden der Geschichte?
 - b) In welchem Raum, an welchen Orten spielt sich das Geschehen ab?
 - c) Wie verhalten sich die Frau und der Mann? Warum?
 - d) Warum heißt die Geschichte „Das Fenstertheater“?
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

RAINER BRAMBACH KÄNSTERLE

Wallfried Känsterle, der einfache Schlosser, sitzt nach Feierabend vor dem Fernsehschirm. Wo denn sonst? – Tagesschau, Wetterkarte; die Meisterschaft der Gewichtheber interessiert Känsterle. „Mach den Ton leiser, die Buben schlafen!“ ruft Rosa, die in der Küche Geschirr gespült hat und nun hereinkommt. Känsterle gehorcht.

„Es ist kalt draußen“, plaudert sie, „wie gut, dass wir Winterfenster haben. Nur frisch anstreichen sollte man sie wieder einmal. Wallfried, im Frühjahr musst du unbedingt die Winterfenster streichen. Und kitten muss man sie! Überall bröckelt der Kitt. Niemand im Haus hat so schäbige Winterfenster wie wir! Ich ärgere mich jedes Mal, wenn ich die Winterfenster putze. Hast du gehört?“ „Ja, ja“, sagt Känsterle abwesend. „Was macht denn der da?“ fragt Rosa und deutet auf den Fernsehschirm. „Der könnte seine Kraft auch für was Besseres gebrauchen! Stell das doch ab, ich hab mit dir zu reden!“ „Gleich, gleich!“ sagt Känsterle und beugt sich etwas näher zum Schirm. „Herr Hansmann im Parterre hat im letzten Sommer seine Winterfenster neu gekittet und gestrichen, obwohl es gar nicht nötig war. Nimm dir mal ein Beispiel an Herrn Hansmann! Seine ganzen Ferien hat er dran gegeben. So ein ordentlicher Mann... Übermorgen ist Sankt Nikolaus. Erinnerst du dich an Herrn Weckhammer? Ich hab heut im Konsum seine Frau getroffen, ganz in Schwarz. Der alte Weckhammer ist umgefallen, beim Treppensteigen, Herzschlag.“ Känsterle drückt auf die Taste „Aus“.

„Ein Trost“, fängt Rosa wieder an, „dass die Weckhammerschen Kinder aus dem Gröbsten raus sind. Die Witwe fragt, ob wir den Nikolaus gebrauchen könnten. Eine Kutte mit Kaninchenfell am Kragen, schöner weißer Bart, Stiefel, Sack und Krummstab, alles gut erhalten. Nur vierzig Mark will sie dafür, hat sie gesagt. Mein Mann wird kommen und ihn holen, hab ich da gesagt. Nicht wahr. Wallfried, du wirst Paul und Konradle die Freude machen?“ Känsterle schaut auf die matte Scheibe. „Wallfried!“ ruft Rosa. „Aber Rosa“, murmelt Känsterle hilflos, „du weißt doch, dass ich nicht zu so was taue. Was soll ich denn den Buben sagen? Ein Nikolaus muss ein geübter Redner sein! Muss gut und viel sprechen...“

Rosa glättet mit der Hand das Tischtuch und schüttelt den Kopf, wobei der Haarknoten, trotz des Kamms, der ihn wie ein braunes Gebiss festhält, eigensinnig wackelt. „Vermaledeiter Stockfisch!“ zischt sie. „Nicht einmal den eignen Buben willst du diese Freude machen! Dabei hab ich schon im Konsum Nüsse, Datteln, Feigen, ein paar Apfelsinen und alles eingekauft!“

Känsterles Gemüt verdüstert sich. Er denkt an das schwere, ihm aufgezwungene Amt. Eine verstaubte Glühbirne wirft trübes Licht. Känsterle steht auf dem Dachboden; er verwandelt sich zögernd in einen Weihnachtsmann. Die Kutte, die den Hundertkilomann Weckhammer einst so prächtig gekleidet hat, ist dem gedrungenen Känsterle viel zu geräumig. Er klebt den Bart an die Ohren. Sein Blick streift die Stiefel, und dabei versucht er sich an die Füße Weckhammers zu erinnern. Er zerknüllt ein paar Zeitungen und stopft sie in die steinharten Bottiche. Obwohl er zwei Paar grobwoollene Socken anhat, findet er noch immer keinen rechten Halt. Er zieht die

Kapuze über den Kopf, schwingt den vollen Sack über die Schulter und ergreift den Krummstab.

Der Abstieg beginnt. Langsam rutscht ihm die Kapuze über Stirn und Augen; der Bart verschiebt sich nach oben und kitzelt seine Nase. Känsterle sucht mit dem linken Fuß die nächste Treppenstufe und tritt auf den Kuttensaum. Er beugt den Oberkörper vor und will den rechten Fuß vorsetzen; dabei rollt der schwere Sack von der Schulter nach vorn, Mann und Sack rumpeln in die Tiefe. Ein dumpfer Schlag. In Känsterles Ohren trillert's. Ein Gipsfladen fällt von der Wand.

„Oh! Jetzt hat sicher der Nikolaus angeklopft!“ tönt Rosas Stimme hinter der Tür. Sie öffnet und sagt: „Mein Gott... was machst du denn da am Boden? Zieh den Bart zurecht, die Kinder kommen!“ Känsterle zieht sich am Treppengeländer hoch, steht unsicher da. Dann holt er aus und versetzt Rosa eine Backpfeife. Rosa heult auf, taumelt zurück; Känsterle stampft ins Wohnzimmer, reißt Rosas Lieblingsstück, einen Porzellanpfauen, von der Kommode und schlägt ihm an der Kante den Kopf ab. Dann packt er den Geschirrschrank; er schüttelt ihn, bis die Scherben aus den Fächern hageln. Dann fliegt der Gummibaum samt Topf durch ein Fenster und ein Winterfenster; auf der Straße knallt es. „Er schlachtet die Buben ab!“ kreischt Rosa durchs Treppenhaus. Auf allen Stockwerken öffnen sich Türen. Ein wildes Gerenne nach oben. Man versammelt sich um Rosa, die verdattert an der Wand steht und in die offene Wohnung zeigt. Als erster wagt sich Herr Hansmann in die Stube, betrachtet die Zerstörungen; ein Glitzern kommt in seine Augen, und er sagt: „Mein lieber Känsterle, ist das alles?“ Elend hockt der Weihnachtsmann im Sessel, während Paul und Konradle unter dem Sofa hervorkriechen. Ein kalter Wind zieht durch die Stube.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Wer sind die Haupthelden der Geschichte? In welchen Beziehungen stehen Sie zueinander? Charakterisieren Sie die beiden.
 - b) Worin besteht der Konflikt zwischen den Protagonisten?
 - c) Wie entwickeln sich die Beziehungen der Protagonisten?
 - d) Wie endet die Geschichte? Analysieren Sie den letzten Satz der Geschichte.
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

GÜNTER GRASS DIE LINKSHÄNDER

Erich beobachtet mich. Auch ich lasse kein Auge von ihm. Beide halten wir Waffen in der Hand, und beschlossen ist, dass wir diese Waffen gebrauchen, einander verletzen werden. Unsere Waffen sind geladen. In langen Übungen erprobte, gleich nach den Übungen sorgfältig gereinigte Pistolen halten wir vor uns, das kühle Metall langsam erwärmend. Auf die Länge nimmt sich solch ein Schießweisen harmlos aus. Kann man nicht einen Füllfederhalter, einen gewichtigen Schlüssel so halten und einer schreckhaften Tante mit dem gespreizten schwarzen Lederhandschuh einen Schrei abkaufen? Nie darf in mir der Gedanke reifen, Erichs Waffe könnte blind, harmlos, ein Spielzeug sein. Auch weiß ich, dass Erich keine Sekunde an der Ernsthaftigkeit meines Werkzeuges zweifelt. Zudem haben wir, etwa vor einer halben Stunde, die Pistolen auseinander genommen, gereinigt, wieder zusammengesetzt, geladen und entsichert.

Wir sind keine Träumer. Zum Ort unserer unvermeidlichen Aktion haben wir Erichs Wochenendhäuschen bestimmt. Da das einstöckige Gebäude mehr als eine Wegstunde von der nächsten Bahnstation, also recht einsam liegt, dürfen wir annehmen, dass jedes unerwünschte Ohr, in des Wortes wahrer Bedeutung, weitab vom Schuss sein wird. Das Wohnzimmer haben wir ausgeräumt und die Bilder, zumeist Jagdszenen und Wildbretstilleben, von den Wänden genommen. Die Schüsse sollen ja nicht den Stühlen, warmglänzenden Kommoden und reichgerahmten Gemälden gelten. Auch wollen wir nicht den Spiegel treffen oder ein Porzellan verletzen. Nur auf uns haben wir es abgesehen.

Wir sind beide Linkshänder. Wir kennen uns vom Verein her. Sie wissen, dass die Linkshänder dieser Stadt, wie alle, die ein verwandtes Gebrechen drückt, einen Verein gegründet haben. Wir treffen uns regelmäßig und versuchen unseren anderen, leider so ungeschickten Griff zu schulen. Eine Zeitlang gab uns ein gutwilliger Rechtshänder Unterricht. Leider kommt er jetzt nicht mehr. Die Herren im Vorstand kritisieren seine Lehrmethode und befanden, die Mitglieder des Vereins sollten aus eigener Kraft umlernen. So verbinden wir nun gemeinsam und zwanglos eigens für uns erfundene Gesellschaftsspiele mit Geschicklichkeitsproben wie: Rechts einfädeln, eingießen, aufmachen und zuknöpfen. In unseren Statuten heißt es: Wir wollen nicht ruhen, bis dass rechts wie links ist.

Wie schon und kraftvoll dieser Satz auch sein mag, ist er doch lautester Unsinn. So werden wir es nie schaffen. Und der extreme Flügel unserer Verbindung verlangt schon lange, dass diese Sentenz gestrichen wird und stattdessen geschrieben steht: Wir wollen auf unsere linke Hand stolz sein und uns nicht unseres angeborenen Griffes schämen. Auch diese Parole stimmt sicher nicht, und nur ihr Pathos, wie auch eine gewisse Großzügigkeit des Gefühls, ließ uns diese Worte wählen. Erich und ich, die wir beide dem extremen Flügel zugezählt werden, wissen zu gut, wie tief verwurzelt unsere Scham ist. Elternhaus, Schule, später die Zeit beim Militär haben nicht dazu beigetragen, uns eine Haltung zu lehren, die diese geringfügige Absonderlichkeit – geringfügig im Vergleich mit anderen, weit verbreiteten Abnormitäten – mit Anstand

ertrüge. Das begann mit dem kindlichen Händchengeben. Diese Tanten, Onkels, Freundinnen mütterlicherseits, Kollegen väterlicherseits, dieses nicht zu übersehende, den Horizont einer Kindheit verdunkelnde, schreckliche Familienfoto. Und allen musste die Hand gegeben werden: „Nein, nicht das unartige Händchen, das brave. Wirst du wohl das richtige Händchen geben, das gute Händchen, das kluge, geschickte, das einzig wahre, das rechte Händchen!“

Sechzehn Jahre war ich alt und fasste zum ersten Mal ein Mädchen an: „Ach, du bist ja Linkshänder!“ sagte sie enttäuscht und zog mir die Hand aus der Bluse. Solche Erinnerungen bleiben, und wenn wir dennoch diesen Spruch – Erich und ich verfassten ihn – in unser Buch schreiben wollen, so soll damit nur die Benennung eines sicher nie zu erreichenden Ideals versucht werden. Nun hat Erich die Lippen aufeinandergepresst und die Augen schmal gemacht. Ich tue das gleiche. Unsere Backenmuskeln spielen, die Stirnhaut spannt sich, schmal werden unsere Nasenrücken. Erich gleicht jetzt einem Filmschauspieler, dessen Züge mir aus vielen abenteuerlichen Szenen vertraut sind. Darf ich annehmen, dass auch mir diese fatale Ähnlichkeit mit einem dieser zweideutigen Leinwandhelden anhaftet? Wir mögen grimmig aussehen, und ich bin froh, dass uns niemand beobachtet. Würde er, der unerwünschte Augenzeuge, nicht annehmen, zwei junge Männer allzu romantischer Natur wollen sich duellieren? Sie haben die gleiche Räuberbraut, oder der eine hat wohl dem anderen Übles nachgesagt. Eine seit Generationen währende Familienfehde, ein Ehrenhandel, ein blutiges Spiel auf Gedeih und Verderb. So blicken sich nur Feinde an. Seht diese schmalen, farblosen Lippen, diese unversöhnlichen Nasenrücken. Wie sie den Hass kauen, diese Todessüchtigen.

Wir sind Freunde. Wenn unsere Berufe auch noch so verschieden sind – Erich ist Abteilungsleiter in einem Warenhaus, ich habe den gutbezahlten Beruf des Feinmechanikers gewählt – können wir doch so viel gemeinsame Interessen aufzählen, als nötig sind, einer Freundschaft Dauer zu verleihen. Erich gehört dem Verein länger an als ich. Gut erinnere ich mich des Tages, da ich schüchtern und viel zu feierlich gekleidet, im Stammlokal der Einseitigen eintrat, Erich mir entgegenkam, dem Unsicheren die Garderobe wies, mich klug, doch ohne lästige Neugierde betrachtete und dann mit seiner Stimme sagte: „Sie wollen sicher zu uns. Seien Sie ganz ohne Scheu; wir sind hier, um uns zu helfen.“

Ich sagte soeben „die Einseitigen“. So nennen wir uns offiziell. Doch auch diese Namengebung scheint mir, wie ein Großteil der Statuten, misslungen. Der Name spricht nicht deutlich genug aus, was uns verbinden und eigentlich auch stärken sollte. Gewiss wären wir besser genannt, würden wir kurz, die Linken, oder klangvoller, die linken Brüder heißen. Sie werden erraten, warum wir verzichten mussten, uns unter diesen Titeln eintragen zu lassen. Nichts wäre unzutreffender und dazu beleidigender, als uns mit jenen, sicher bedauernswerten Menschen zu vergleichen, denen die Natur die einzig menschenwürdige Möglichkeit vorenthielt, der Liebe Genüge zu tun. Ganz im Gegenteil sind wir eine buntgewürfelte Gesellschaft, und ich darf sagen, dass unsere Damen es an Schönheit, Charme und gutem Benehmen mit manch einer Rechtshänderin aufnehmen, ja, würde man sorgfältig vergleichen, ergäbe sich ein

Sittenbild,, das manchen, um das Seelenheil seiner Gemeinde besorgten Pfarrer, von der Kanzel ausrufen ließe: „Ach, wäret ihr doch alle Linkshänder!“

Dieser fatale Vereinsname. Selbst unser erster Vorsitzender, ein etwas zu patriarchalisch denkender und leider auch lenkender höherer Beamter der Stadtverwaltung, Katasteramt, muss dann und wann einräumen, dass wir nicht gutheißen, dass es am Links fehlen würde, dass wir weder die Einseitigen sind, noch einseitig denken, fühlen und handeln.

Gewiss sprachen auch politische Bedenken mit, als wir die besseren Vorschläge verwarfen und uns so nannten, wie wir eigentlich nie hätten heißen dürfen. Nachdem die Mitglieder des Parlamentes von der Mitte aus nach der einen oder anderen Seite tendieren und die Stühle ihres Hauses so gestellt sind, dass allein schon die Stuhlordnung die politische Situation unseres Vaterlandes verrät, ist es zur Sitte geworden, einem Schreiben, einer Rede, in der das Wörtchen links mehr als einmal vorkommt, eine gefährliche Radikalität anzudichten. Nun, hier mag man ruhig sein. Wenn ein Verein unserer Stadt ohne politische Ambitionen auskommt und nur der gegenseitigen Hilfe, der Geselligkeit lebt, dann ist es der unsrige. Um nun noch jedem Verdacht erotischer Abwegigkeit hier und für alle Zeit die Spitze abzubrechen, sei kurz erwähnt, dass ich unter den Mädchen unserer Jugendgruppe meine Verlobte gefunden habe. Sobald für uns eine Wohnung frei wird, wollen wir heiraten. Wenn eines Tages der Schatten schwinden wird, den jene erste Begegnung mit dem weiblichen Geschlecht auf mein Gemüt warf, werde ich diese Wohltat Monika verdanken können.

Unsere Liebe hat nicht nur mit den allbekannten und in vielen Büchern beschriebenen Problemen fertig werden müssen, auch unser manuelles Leiden musste verwunden und fast verklärt werden, damit es zu unserem kleinen Glück kommen konnte. Nachdem wir in der ersten, begreiflichen Verwirrung versucht hatten, rechtshändig einander gut zu sein, und bemerken mussten, wie unempfindlich diese unsere taube Seite ist, streicheln wir nur noch geschickt, das heißt, wie uns der Herr geschaffen hat. Ich verrate nicht zu viel und hoffe auch, nicht indiskret zu sein, wenn ich hier andeute, dass es immer wieder Monikas liebe Hand ist, die mir die Kraft gibt, auszuharren und das Versprechen zu halten. Gleich nach dem ersten, gemeinsamen Kinobesuch habe ich ihr versichern müssen, dass ich ihr Mädchentum schonen werde, bis dass wir uns die Ringe – hier leider nachgebend und das Ungeschick einer Veranlagung bekräftigend – an die rechten Ringfinger stecken. Dabei wird in südlichen, katholischen Ländern das goldene Zeichen der Ehe links getragen, wie denn auch wohl in jenen sonnigen Zonen mehr das Herz, als der unerbittliche Verstand regiert. Vielleicht um hier auf Mädchenart zu revoltieren und zu beweisen, in welcher eindeutiger Form die Frauen argumentieren können, wenn ihre Belange gefährdet zu sein scheinen, haben die jüngeren Damen unseres Vereins in emsiger Nacharbeit unserer grünen Fahne die Inschrift gestickt: Links schlägt das Herz.

Monika und ich haben diesen Augenblick des Ringwechsels nun schon so oft besprochen und sind doch immer wieder zu demselben Ergebnis gekommen: Wir können es uns nicht leisten, vor einer unwissenden, nicht selten böswilligen Welt als Verlobte zu gelten, wenn wir schon lang ein getrautes Paar sind und alles, das Große

und das Kleine, miteinander teilen. Oft weint Monika wegen dieser Ringgeschichte. Wie wir uns auch auf diesen unseren Tag freuen mögen, wird denn wohl doch ein leichter Trauerschimmer auf all den Geschenken, reichgedeckten Tischen und angemessenen Feierlichkeiten liegen.

Nun zeigt Erich wieder sein gutes, normales Gesicht. Auch ich gebe nach, verspüre aber dennoch eine Zeitlang diesen Krampf in der Kiefermuskulatur. Zudem zucken noch immer die Schläfen. Nein, ganz gewiss standen uns diese Grimassen nicht. Unsere Blicke treffen sich ruhiger und deshalb auch mutiger; wir zielen. Jeder meint die gewisse Hand des anderen. Ich bin ganz sicher, dass ich nicht fehlen werde; und auch auf Erich kann ich mich verlassen. Zu lange haben wir geübt, fast jede freie Minute in einer verlassenen Kiesgrube am Stadtrand zugebracht, um heute, da sich so vieles entscheiden soll, nicht zu versagen.

Ihr werdet schreien, das grenzt an Sadismus, nein, das ist Selbstverstümmelung. Glaubt mir, all diese Argumente sind uns bekannt. Nichts, kein Verbrechen haben wir uns nicht vorgeworfen. Wir stehen nicht zum ersten Mal in diesem ausgeräumten Zimmer. Viermal sahen wir uns so bewaffnet, und viermal ließen wir, erschreckt durch unser Vorhaben, die Pistolen sinken. Erst heute haben wir Klarheit. Die letzten Vorkommnisse persönlicher Art und auch im Vereinsleben geben uns recht, wir müssen es tun. Nach langem Zweifel – wir haben den Verein, das Wollen des extremen Flügels in Frage gestellt – greifen wir nun endgültig zu den Waffen.

So bedauerlich es ist, wir können nicht mehr mitmachen. Unser Gewissen verlangt, dass wir uns von den Gepflogenheiten der Vereinskameraden distanzieren. Hat sich doch da ein Sektierertum breit gemacht, und die Reihen der Vernünftigsten sind mit Schwärmern, sogar Fanatikern durchsetzt. Die einen himmeln nach rechts, die anderen schwören auf links. Was ich nie glauben wollte, politische Parolen werden von Tisch zu Tisch geschrien, der widerliche Kult des eidbedeutenden, linkshändigen Nägeleinschlagens wird so gepflegt, dass manche Vorstandssitzung einer Orgie gleicht, in der es gilt, durch heftiges und besessenes Hämmern in Ekstase zu geraten. Wenn es auch niemand laut ausspricht und die offensichtlich dem Laster Verfallenen bislang kurzerhand ausgestoßen wurden, es lässt sich nicht leugnen: jene verfehlte und mir ganz unbegreifliche Liebe zwischen Geschlechtsgleichen hat auch bei uns Anhänger gefunden. Und um das Schlimmste zu sagen: Auch mein Verhältnis zu Monika hat gelitten. Zu oft ist sie mit ihrer Freundin, einem labilen und. sprunghaften Geschöpf, zusammen. Zu OÄ wirft sie mir Nachgiebigkeit und mangelnden Mut in jener Ringgeschichte vor, als dass ich glauben könnte, es sei noch dasselbe Vertrauen zwischen uns, es sei noch dieselbe Monika, die ich, nun immer seltener, im Arm halte.

Erich und ich versuchen jetzt gleichmäßig zu atmen. Je mehr wir auch hierin übereinstimmen, umso sicherer werden wir, dass unser Handeln vom guten Gefühl gelenkt wird. Glaubt nicht, es ist das Bibelwort, welches da rät, das Ärgernis auszureißen. Vielmehr ist es der heiße, immerwährende Wunsch, Klarheit zu bekommen, noch mehr Klarheit, zu wissen, wie steht es um mich, ist dieses Schicksal unabänderlich oder haben wir es in der Hand, einzugreifen und unserem Leben eine normale Richtung zu weisen? Keine läppischen Verbote mehr, Bandagen und ähnliche

Tricks. Rechtschaffen wollen wir in freier Wahl und durch nichts mehr vom Allgemeinen getrennt neu beginnen und eine glückliche Hand haben. Jetzt stimmt unser Atem überein. Ohne uns ein Zeichen zu geben, haben wir gleichzeitig geschossen. Erich hat getroffen, und auch ich habe ihn nicht enttäuscht. Jeder hat, wie vorgesehen, die wichtige Sehne so unterbrochen, dass die Pistolen, nicht mehr kraftvoll genug gehalten, zu Boden fielen und damit nun jeder weitere Schuss überflüssig ist. Wir lachen und beginnen unser großes Experiment damit, ungeschickt, weil nur auf die rechte Hand angewiesen, die Notverbände anzulegen.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Wer sind die Haupthelden der Geschichte? In welchen Beziehungen stehen Sie zueinander?
 - b) Wie verhalten sich die beiden zum Verein?
 - c) Warum greifen die Protagonisten zur „Selbstverstümmelung“?
 - d) Wie endet die Geschichte?
 - e) Welche politischen Anspielungen gibt es im Text?
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

MARIE LUISE KASCHNITZ EISBÄREN

Endlich, dachte sie, als sie hörte, wie sich der Schlüssel im Türschloss drehte. Sie hatte schon geschlafen und war erst von diesem Geräusch aufgewacht; nun wunderte sie sich, dass ihr Mann im Vorplatz kein Licht anmachte, das sie hätte sehen müssen, da die Tür zum Vorplatz halb offen stand. Walther, sagte sie, und fürchtete einige Minuten lang, es sei gar nicht ihr Mann, der die Tür aufgeschlossen hatte, sondern ein Fremder, ein Einbrecher, der jetzt vorhatte, in der Wohnung herumzuschleichen und die Schränke und Schubladen zu durchsuchen.

Sie überlegte, ob es wohl besser sei, wenn sie sich schlafend stellte, aber dann könnte ihr Mann heimkommen, während der Einbrecher noch in der Wohnung war, und dieser könnte aus dem Dunkeln auf ihn schießen. Darum beschloss sie, trotz ihrer großen Angst, Licht, zu machen und nachzusehen, wer da war. Aber gerade, als sie ihre Hand ausstreckte, um an der Kette der Nachttischlampe zu ziehen, hörte sie die Stimme ihres Mannes, der in der Türe stand.

Mach kein Licht, sagte die Stimme.

Sie ließ ihre Hand sinken und richtete sich ein wenig im Bett auf. Ihr Mann sagte nichts mehr und rührte sich auch nicht, und sie fragte sich, ob er sich vielleicht auf den Stuhl neben der Türe gesetzt hatte, weil er zu erschöpft war, um ins Bett zu gehen.

Wie war es, fragte sie.

Was, fragte ihr Mann.

Alles heute, sagte sie. Die Verhandlung. Das Essen. Die Fahrt.

Davon wollen wir jetzt nicht sprechen, sagte ihr Mann.

Wovon wollen wir sprechen, fragte sie.

Von damals, sagte ihr Mann.

Ich weiß nicht, was du damit meinst, sagte sie. Sie versuchte vergeblich, die Dunkelheit mit ihren Blicken zu durchdringen, und ärgerte sich über ihre Gewohnheit, die Fensterläden ganz fest zu schließen und auch noch die dicken blauen Vorhänge vorzuziehen. Sie hätte gerne gesehen, ob ihr Mann da noch in Hut und Überzieher stand, was bedeuten konnte, dass er die Absicht hatte, noch einmal fortzugehen, oder dass er getrunken hatte und nicht mehr imstande war, einen vernünftigen Entschluss zu fassen. Ich meine den Zoo, sagte der Mann. Sie hörte seine Stimme immer noch von der Tür her, was – da sie eine altmodische Wohnung und ein hohes großes Schlafzimmer hatten – bedeutete, von weit weg. Den Zoo, sagte sie erstaunt. Aber dann lächelte sie und legte sich in die Kissen zurück. Im Zoo haben wir uns kennen gelernt.

Weißt du auch wo, fragte der Mann. Ich glaube schon, dass ich es noch weiß, sagte die Frau. Aber ich sehe nicht ein, weshalb du dich nicht ausziehst und ins Bett gehst. Wenn du noch Hunger hast, bringe ich dir etwas zu essen. Ich kann es dir ins Bett bringen, oder wir setzen uns in die Küche und du isst dort. Sie schlug die Decke zurück, um aufzustehen, aber obwohl es für ihren Mann genauso dunkel sein musste wie für sie selbst, schien er doch gesehen zu haben, was sie vorhatte. Stell nicht auf, sagte er, und mach das Licht nicht an. Ich will nicht essen und wir können im Dunkeln

reden. Sie wunderte sich über den fremden Klang seiner Stimme und auch darüber, dass er, obwohl er doch sehr müde sein musste, nichts anderes im Sinne hatte als von den alten Zeiten zu reden. Sie waren jetzt fünf Jahre lang verheiratet, aber jeder Tag der Gegenwart schien ihr schöner und wichtiger als alle vergangenen Tage. Da ihm aber so viel daran zu liegen schien, dass sie seine Frage beantwortete, streckte sie sich wieder aus und legte ihre Hände hinter ihren Kopf. Bei den Eisbären, sagte sie. Die Fütterung war gerade vorbei. Die Eisbären waren von ihren Felsen ins Wasser geglitten und hatten nach den Fischen getaucht. Jetzt standen sie wieder auf ihren Felsen, schmutzig weiß, und – Und was, fragte ihr Mann streng.

Du weißt doch, was die Eisbären machen, sagte sie. Sie bewegen ihren Kopf von der einen Seite zur anderen, unaufhörlich hin und her. Wie du, sagte ihr Mann. Wie ich, fragte sie erstaunt und begann für sich im Dunkeln die Bewegung nachzuahmen, die sie soeben beschrieben hatte. Du hast auf jemanden gewartet, sagte ihr Mann. Ich habe dich beobachtet. Ich kam von den großen Vögeln, die ganz ruhig auf ihren Ästen sitzen und sich dann plötzlich herabstürzen und einmal im Kreis herumfliegen, wobei sie mit ihren Flügelspitzen die Gitter streifen. Bei den Eisbären, sagte die Frau, gibt es keine Gitter. Du hast auf jemanden gewartet, sagte ihr Mann. Du hast den Kopf bald nach dieser, bald nach jener Seite gedreht. Der, auf den du gewartet hast, ist aber nicht gekommen. Die Frau lag jetzt ganz still unter ihrer Decke. Sie hatte das Gefühl, auf der Hut sein zu müssen, und sie war auf der Hut.

Ich habe auf niemanden gewartet, sagte sie. Als ich dich eine Weile lang beobachtet hatte, sagte ihr Mann, bin ich auf dem Weg weitergegangen und habe mich neben dich gestellt. Ich habe ein paar Späße über die Eisbären gemacht und auf diese Weise sind wir ins Gespräch gekommen. Wir haben uns auf eine Bank gesetzt und die Flamingos betrachtet, die ihre rosigen Hälse wie Schlangen bewegten. Es war nicht mehr so heiß und es war sogar ein Hauch von Spätsommer in der Luft.

Damals habe ich angefangen zu leben, sagte die Frau. Das glaube ich nicht, sagte ihr Mann. Zieh dich doch aus, sagte die Frau, oder mach das Licht an. Sitzt du wenigstens auf einem Stuhl? Ich sitze und stehe, sagte der Mann. Ich liege und fliege. Ich möchte die Wahrheit wissen.

Die Frau fing an, in ihrem warmen Bett vor Kälte zu zittern. Sie fürchtete, dass ihr Mann, der ein fröhlicher und freundlicher Mensch war, den Verstand verloren habe. Zugleich aber erinnerte sie sich auch daran, dass sie an jenem Nachmittag im Zoo wirklich auf einen anderen gewartet hatte, und es erschien ihr nicht ausgeschlossen, dass ihr Mann diesen anderen heute getroffen und von ihm alles Mögliche erfahren hatte.

Was für eine Wahrheit, fragte sie, um einen Augenblick Zeit zu gewinnen. Ich habe dich, sagte ihr Mann, damals nach Hause gebracht. Wir sind noch ein paar Mal zusammen spazieren und auch einige Male abends ausgegangen. Jedes Mal habe ich dich gefragt, ob du an jenem Nachmittag im Zoo auf einen anderen Mann gewartet hast und ob du vielleicht immer noch auf ihn wartest und ihn nicht vergessen kannst. Du hast aber jedes Mal den Kopf geschüttelt und nein gesagt. Das war die Wahrheit, sagte die Frau. Es mochte sein, dass draußen der Morgen schon anbrach, vielleicht hatten

sich ihre Augen auch endlich an die Dunkelheit gewöhnt. Jedenfalls tauchten jetzt ganz schwach die Umrisse des Zimmers vor ihr auf. Sie sah aber ihren Mann nicht und das beunruhigte sie sehr. Das war nicht die Wahrheit, sagte der Mann. Nein, dachte die Frau, er hat Recht. Ich bin mit ihm spazieren gegangen und abends tanzen gegangen und jedes Mal habe ich mich heimlich umgesehen nach dem Mann, den ich geliebt habe und der mich verlassen hat. Ich habe Walther gern gehabt, aber ich habe ihn nicht aus Liebe geheiratet, sondern weil ich nicht allein bleiben wollte. Sie war plötzlich sehr müde und es kam ihr in den Sinn, alles das zuzugeben, was sie so lange geleugnet hatte. Vielleicht, wenn sie es zugäbe, würde ihr Mann aus dem Dunkeln herüberkommen und sich zu ihr auf den Bettrand setzen. Sie würde ihm sagen, wie es gewesen war, und wie es jetzt war, dass sie jetzt ihn liebte und dass ihr der andere Mann vollständig gleichgültig geworden war. Sie zweifelte nicht daran, dass es ihr, wenn sie nur ihre Arme um seinen Hals legen konnte, gelingen würde, ihn davon zu überzeugen, dass es so etwas gab, dass eine Liebe erwachen und jeden Tag wachsen kann, während eine andere abstirbt und am Ende nichts ist als ein Kadaver, vor dem es einem graut. Walther, sagte sie, nicht Schatz, nicht Liebling, sie nannte nur seinen Namen, aber sie streckte im Dunkeln ihre Arme nach ihm aus.

Aber ihr Mann kam nicht herüber, um sich zu ihr auf den Bettrand zu setzen. Er blieb, wo er war und wo sie nicht einmal die Umrisse seiner Gestalt wahrnehmen konnte. Ich war, sagte er, damals noch nicht lange in München. Es war dein Vorschlag, dass ich die Stadt erst einmal richtig kennen lernen sollte. Weil wir noch keinen Wagen hatten, fuhren wir jeden Sonntag mit einem anderen Verkehrsmittel in eine andere Richtung, stiegen an der Endstation aus und gingen spazieren. Immer ist es mir vorgekommen, als ob du auf diesen Spaziergängen jemand suchtest. Immer hast du deinen Kopf nach rechts und nach links gewendet wie die Eisbären, die die Freiheit suchen, oder etwas, von dem wir nichts wissen, und ich habe dich oft meinen Eisbären genannt.

Ja, sagte die Frau mit erstickter Stimme. Sie erinnerte sich daran, dass ihr Mann ihr in den ersten Monaten ihrer Ehe diesen Namen gegeben hatte. Sie hatte geglaubt, er täte das in Erinnerung an ihr erstes Zusammentreffen im Zoologischen Garten, oder weil sie so dicke weißblonde Haare hatte, die ihr manchmal wie eine Mähne auf der Schulter hingen. Es war aber, wie sich jetzt herausstellte, kein Kosewort, sondern ein Verdacht. Später, sagte sie, als wir den Wagen hatten, sind wir am Sonntag ins Freie gefahren. Wir sind durch den Wald gelaufen und haben auf einer Wiese in der Sonne gelegen und geschlafen, du mit deinem Kopf auf meiner Brust. Wenn wir aufgewacht sind, waren wir ganz benommen von der Sonne und dem starken Wind. Es ist uns schwer gefallen, die richtige Richtung einzuschlagen, und einmal haben wir viele Stunden gebraucht, um den Wagen wieder zu finden. Weißt du das noch, fragte sie.

Aber ihr Mann ging auf diese Erinnerung nicht ein. Wir sind ihm einmal begegnet, sagte er. Ach, hör doch auf, sagte die Frau plötzlich ärgerlich. Geh etwas essen oder lass mich Licht anzünden und aufstehen und dir etwas zu essen bringen. Es ist noch ein halbes Hähnchen im Kühlschrank und Bier. Aber während sie das sagte, wusste sie schon, dass ihr Mann auf ihren Vorschlag nicht eingehen würde. Sie

überlegte, womit sie ihn von seinen Gedanken abbringen könnte und es fiel ihr nichts ein. Du hast morgen einen schlimmen Tag, sagte sie schließlich, du musst bis zum Abend die Abrechnungen fertig haben und wenn du nicht ausgeschlafen bist, wird dir alles noch schwerer fallen.

Wir sind ihm einmal begegnet, sagte ihr Mann wieder. Die Frau krallte ihre Hände in die Bettdecke und wusste nicht, was sie noch sagen sollte. Wenn es nur hell wäre, dachte sie. Ihr Mann hatte ihr zu Weihnachten einen Toilettentisch geschreinert mit einem Kretonnevorhang und einer Glasplatte, und sie hatte ihm einen Lampenschirm gebastelt und diesen mit den Gräsern und Moosen, die sie im Sommer gesammelt und gepresst hatten, verziert. Sie war überzeugt davon, dass diese Dinge, wenn man sie nur sehen könnte, ihr beistehen würden, ihren Mann davon zu überzeugen, dass sie ihn liebte und dass auch er selbst seinen alten Argwohn längst vergessen hatte.

Wir sind, sagte ihr Mann zum dritten Mal, ihm einmal begegnet, und er sagte es mit seiner Stimme von heute Abend, die so eintönig und merkwürdig klang. Wir sind die Ludwigstraße hinuntergegangen auf das Siegestor zu, es war ein schöner Abend und es war eine Menge Leute unterwegs. Du hast niemanden besonders angeschaut, es ist auch niemand stehen geblieben und es hat dich auch niemand begrüßt. Ich hatte aber meinen Arm in den deinen gelegt und plötzlich habe ich gemerkt, dass du angefangen hast, am ganzen Körper zu zittern. Dein Herz hat aufgehört zu schlagen und das Blut ist aus deinen Wangen gewichen. Erinnerst du dich daran?

Ja, ja, wollte die Frau rufen, ich erinnere mich gut. Es war das erste Mal, dass ich meinen ehemaligen Liebhaber wieder gesehen habe, und es war auch das letzte Mal. Mein Herz hat wirklich aufgehört zu schlagen, aber dann hat es wieder angefangen und so, als wäre es ein ganz anderes Herz. Während das schöne kalte Gesicht meines ehemaligen Liebhabers in der Menge verschwunden ist, hat es sich in Nichts aufgelöst, und ich habe mich später an seine Züge nie mehr erinnern können.

Das alles wollte die Frau ihrem Mann sagen und ihn auch daran erinnern, dass sie sich damals auf der Straße an ihn gedrängt hatte und versucht hatte, ihn zu küssen. Sie zweifelte aber plötzlich daran, dass ihr Mann ihr glauben würde. Sie halte das Gefühl, als stände hinter seinen Worten eine Unruhe, die sie nicht würde stillen, und eine Angst, die sie ihm nicht würde ausreden können, jedenfalls nicht in dieser Nacht. Ich erinnere mich an unseren Spaziergang, sagte sie und versuchte ihrer Stimme einen gleichgültigen Klang zu geben. Ich habe keinen Bekannten gesehen. Ich habe so etwas wie einen Schüttelfrost gehabt, eine kleine Erkältung, und am Abend habe ich auch Fieber bekommen. Ist das wahr, fragte der Mann. Ja, antwortete die Frau.

Sie war traurig, dass sie nicht die Wahrheit sagen durfte, die doch viel schöner war als alles, was ihr Mann von ihr hören wollte. Sie war jetzt sehr müde und hätte gerne geschlafen, aber vor allem lag ihr daran zu wissen, was in ihren Mann gefahren war und warum er kein Licht anzünden und nicht zu Bett gehen wollte...

Dann ist also auch das andere wahr, sagte der Mann, mit einem Schimmer von Hoffnung in der Stimme. Was, fragte die Frau.

Das vom Zoo, sagte der Mann. Dass du auf keinen anderen gewartet hast. Ich habe auf dich gewartet, sagte die Frau. Ich habe dich nicht gekannt, aber man kann auch auf jemanden warten, den man noch nie gesehen hat.

Du hast mich, sagte der Mann, also nicht genommen, weil du von einem ändern Mann im Stich gelassen worden bist. Du hast mich geliebt.

Noch einmal dachte die Frau, wie schmäählich es von ihr war, dass sie hier lag und ihren Mann anlog, und noch einmal richtete sie sich auf und wollte die Wahrheit sagen. Es kam aber von der Tür her ein merkwürdiges Geräusch, das wie ein tiefes verzweifertes Stöhnen klang. Er ist krank, dachte sie erschrocken, und legte sich wieder in die Kissen zurück und sagte laut und deutlich: Ja. Dann ist es gut, sagte der Mann. Er flüsterte jetzt nur noch. Vielleicht hatte er auch die Schlafzimmertür von außen zugezogen und war im Begriff, die Wohnung wieder zu verlassen. Die Frau sprang aus dem Bett, sie riss an der Kette der Nachttischlampe und gerade, als habe sie damit eine Klingel in Bewegung gesetzt, begann es vom Flur her laut und heftig zu schellen. Das Zimmer war hell und leer, und als die Frau auf den Vorplatz lief, sah sie ihren Mann auch dort draußen nicht.

Obwohl das Haus, in dem die jungen Eheleute wohnten, ein altmodisches Haus war, gab es seit kurzem in allen Wohnungen Drücker, mit deren Hilfe man die Haustüre öffnen konnte. Walther, sagte die Frau unglücklich. Sie drückte auf den Knopf und öffnete zugleich schon die Wohnungstür und horchte hinaus. Sie wohnten fünf Stockwerke hoch, und fünf Stockwerke lang hörte sie die schweren Schritte, die die Treppe heraufkamen und die, wie sich herausstellte, die Schritte von Polizeibeamten waren. Ihr Mann, sagten die Männer, als sie der Frau auf dem Treppenabsatz gegenüberstanden, sei bei der Ausfahrt von der Autobahn mit einem anderen Wagen zusammengestoßen und schwer verletzt worden. Und als sie das gesagt und eine Weile in das erstaunte Gesicht der Frau geschaut hatten, fügten sie hinzu, dass der Verunglückte sich jetzt auf dem Weg ins Krankenhaus befände, dass aber die Sanitäter, die ihn in den Wagen getragen hätten, der Ansicht gewesen seien, dass er den Transport nicht überleben würde. Das kann nicht sein, sagte die Frau ganz ruhig, es muss sich um eine Verwechslung handeln. Ich habe mit meinem Mann noch eben gesprochen, er ist in der Wohnung, er ist bei mir. Hier, fragten die Männer überrascht, wo denn, und gingen in die Küche und gingen ins Wohnzimmer und drehten überall die Lampen an. Da sie niemanden fanden, redeten sie der Frau gut zu, sich anzuziehen und sie ins Krankenhaus zu begleiten, und die Frau zog sich auch an, bürstete ihre langen weißblonden Haare und ging mit den Polizisten die Treppe hinunter. Auf der Fahrt saß die Frau zwischen den Männern, die versuchten, freundlich zu sein, und deren schwere Wollmäntel nach Regen rochen. Sie hatte ihren Spaß daran, dass der Fahrer das Martinshorn gellen ließ und alle roten Lichter überfuhr. Schneller, sagte sie, schneller, und die Polizisten glaubten, dass sie Angst habe, ihren Mann nicht mehr am Leben zu finden. Aber sie wusste gar nicht, warum sie in dem Wagen saß und wohin es ging. Die Worte „schneller, schneller“ sagte sie ganz mechanisch, und ganz mechanisch drehte sie ihren Kopf von links nach rechts und von rechts nach links, wie es die Eisbären tun.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) *Wer sind die Haupthelden der Geschichte? In welchen Beziehungen stehen Sie zueinander?*
 - b) *Mit wem vergleicht der Mann die Frau? Warum?*
 - c) *Warum sagt die Frau keine Wahrheit?*
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

GÜNTER KUNERT LIEFERUNG FREI HAUS

Im Straßenbild: keine merkliche Veränderung. Vielleicht rollten mehr Lastwagen als sonst durch die Stadt. Doch das fiel höchstens perfekten Verkehrspolizisten auf. Keineswegs auffiel, jedenfalls nicht zuerst, dass nach allabendlichem Aufkommen der Dunkelheit wie auch im Dämmer einsamer Morgen diese Lastwagen, die bis dahin scheinbar ziellos durch die Straßen gekurvt, plötzlich vor dem oder jenem Haus stehen blieben, um etwas Kastenförmiges, Kistenartiges, Hölzern-Kubisches aus sich zu entlassen, womit Fahrer und Gehilfen gewöhnlich überaus eilig im Haustor verschwanden. Manchmal schleppten sie an oder sogar über die zehn Stücke in einen Wohnblock, so dass sich sehr späte oder sehr frühe Passanten wunderten, was da wohl wohin getragen würde und zu welchem Zweck. Zu denen, die eines Morgens erstaunt einen derartigen Vorgang beobachteten, gehörte Friedrich W. Schmall. Er kehrte vom Nachtdienst heim und sah sofort den Wagen, aus dem lang gestreckte Kästen in sein Haus geschafft wurden. Auf der Treppe versuchte er von den Trägern etwas über ihre Lasten zu erfahren, aber sie bliesen ihm nur keuchend ihren Atem ins Gesicht und stießen unverständliche Laute der Anstrengung aus. Im ersten Stockwerk, dem unter seinem, bemerkte Schmall eine offene Wohnungstür, hinter der sich bereits viele solcher Kisten türmten; weiterhin erhielt er im Vorbeigehen einen undeutlichen Eindruck von dem Gesicht des Wohnungsinhabers, das einer bleichen, großen Blase ähnelte, schweißnass, mit zwei schwarzen Knöpfen besetzt: schreckensstarren Pupillen.

Am hellen Tage, als Schmall nach Brot hinunterlief, erhob sich vor ihm auf den Stufen die Portiersfrau und versperrte den weiteren Weg. Während sie die wassertriefenden Hände an der Schürze trocknete, fragte sie flüsternd, ob er schon wisse? Schmall wusste nichts. Aus ihrem Mund, den sie angstvoll fast an sein Ohr drückte, hauchte es: „Herr Helmbrecht hat Leichen bekommen. Stücker zwölf.“ Damit schlagartig den unglaublichen Anschein bestätigend, den die Kisten erweckt hatten. Aber warum und weshalb Herr Helmbrecht sich sorgfältig verpackte tote Leute in die Wohnung liefern ließ, konnte Schmall nicht begreifen. Auch darüber klärte ihn die Portiersfrau auf: „Nicht doch, nicht bringen lassen. Er musste sie nehmen. Es sind die, die er selber umgebracht hat. Ich weiß es!“ Hastig kniete sie sich wieder hin, den Kopf über den filzigen Scheuerlappen gebeugt, zu keinem Gespräch mehr bereit, taub für Schmall, der nach einer Weile echolosen Fragens die Achseln zuckte und weiter abwärts stieg, von Hunger getrieben.

In der Bäckerei bediente ihn die Frau des Bäckermeisters; ihr fülliger Leib, sonst von ihm lüstern gemustert, wirkte heute spannungsleer und krank. Gerötet die früher lebhaften Augen und verweint, erneut wässrig glitzernd, als sie ihm auf seine unvorsichtige Frage Auskunft gab; Ihr Mann habe des Nachts einen schweren Anfall erlitten, einen Herzinfarkt, und als Grund bezeichnete sie stockend eine Greisin: „Die hat mein Mann mit dem Wagen umgefahren. Jahre ist das nun her – Jahre! Er wurde freigesprochen, weil die Straße regenglatt war. Und jetzt bringen sie uns die Leiche.“

Ihre Stimme hob sich zu nie gekannter Schrillheit: „Wegen Überfüllung der Friedhöfe. Und wegen der Verantwortlichkeit für Rentnerin Elsa Niedermayers Ableben, welche erst recht nach demselben zum Tragen zu kommen hat, wie amtlicherseits verfügt wurde. Hier ist der Frachtzettel!“ Sie schwenkte schluchzend ein Papier. Friedrich W. Schmall schaute betreten auf die wulstigen und geborstenen Lippen der vielen Brötchen, die ihm kein tröstendes, mitfühlendes Wort soufflieren wollten. Sogar: Im Grunde seines Herzens (da, wo es am tiefsten ist) räkelte sich gemeine Zufriedenheit: Recht geschieht dem Bäcker! Fast hätte Schmall gelacht. In seiner Kehle meldete sich ein hüpfendes Glucksen: Recht geschieht ihm, dem Nahrungsgewinnler! Rasch ging er aus dem Laden. Beschwingt lief er zurück. In seine Straße einbiegend, erblickte er einen himmelblau lackierten Kühlwagen, der brummend anfuhr. Schmall stand still, und der Wagen zog dicht an ihm vorbei. Er erkannte Im Halbdunkel des Fahrerhauses nur wenige Einzelheiten: apoplektische Wangen, unnatürlich glänzende Augen, einen kurzen, glimmenden Zigarrenstummel in einem fröhlich auf gewölbten Mundwinkel; schattiges Sichregen, das weiterglitt und verschwand.

Leute hatten sich vor dem Nebenhaus angesammelt, die Köpfe ins Genick gebogen, interessiert an einem bestimmten Fenster. Schmall erfuhr, dorthinauf wären vierzig Kisten getragen worden. Jemand sagte: „Seine Wohnung muss gerammelt voll sein!“ Ein anderer: „Kein Platz mehr da oben. Der Oberpostsekretär sitzt schon im Klosett.“ Ein älterer Mann murmelte so leise, dass es keiner der Umstehenden außer Schmall vernehmen konnte: „Das hat er sicher nicht gedacht, als er sie erschoss. Eigenhändig übrigens. Sie hatten genug vom Krieg, aber nicht der Oberpostsekretär. Damals war er das auch noch gar nicht...“ Schmall fragte leise vor sich hin: „Was wird er jetzt tun?“ Der andere hob schmetterlingsleicht die Schultern und sagte in normaler Lautstärke: „Man weiß nicht genau, was die Belieferten machen. Ein Mann ist gestern festgenommen worden, als er Leichenteile in eine Mülltonne stopfte. Es handelte sich dabei um Teile seiner Frau, und er hatte sie eines Hauses wegen geheiratet.“ „Er hat sie umgebracht?!“

„Nicht so, wie Sie denken...“ Der ältere Mann grüßte höflich und wandte sich fort. Die Leute liefen auseinander, weil ja doch nichts geschah. Schmall betrat sein Haus, darüber grübelnd, wie die Lieferanten eigentlich die Verantwortlichkeit der Empfänger feststellen mochten. Und wie hoch musste denn der Schuldanteil sein, damit eine Leiche auf diesen entfiel?

Eine bisher unbekannte Art von ausgleichender Gerechtigkeit war hierbei am Werk, die Schmall bedrückte. Wenn nun Irrtümer unterliefen, die ohne weiteres möglich waren, denn die Gerechtigkeit bringt immer Irrtümer mit sich, und ein völlig Unschuldiger durch eine fehlgeleitete Fracht zu Tode erschreckt würde – wer wohl bekäme dessen entschlummerte Physis? Unzufrieden schlang Schmall seine belegten Brote hinunter, suchte möglichst bald den ungemütlichen Gedanken zu entkommen, sich hinzuflüchten zu seiner Braut, deren freundliches Antlitz ihm heute ersehenswürdiger erschien denn je. Unterwegs kaufte er Blumen für sie. Als er ihre Straße erreichte, stand im Westen ein Rest von violetterm Geleucht über den Dachsilhouetten. Die Straße selbst lag schon in sichtverschlingender Finsternis. Mit

schnellen Schritten war Schmall in dem Gebäude, vor dem ein Lieferwagen parkte: Modischer, blecherner Katafalk, bedrohlich funkelnd im ungenügenden Licht weniger Laternen.

Friedrich W. war bereits die halbe Treppe hinaufgekommen, als er über sich das schwere Atmen der Träger wahrnahm, dazu einen Geruch, gemischt aus Moderduft, Desinfektionsmitteln und einer Ingredienz, die ihm großes Unbehagen bereitete. So rasch wie möglich wollte er daher an den Aufwärtsstumpfenden vorbei, jedoch versperrten die ihm geschickt den Weg nach oben, so dass Schmall hinter ihnen und einer ziemlich kleinen Kiste hersteigen musste – Stufe um Stufe. Endlich erreichten sie das Stockwerk, wo seine Braut Felicia Wirwark wohnte. Bevor Friedrich sich zur Wohnungstür durchdrängen konnte, um Fräulein Wirwarks Klingelknopf zu drücken, war ihm einer der Männer zuvorgekommen. Friedrich W. Schmall erschrak. Ein widerwärtiges Empfinden fuhr in ihn, verbreitete sich durch seinen ganzen Körper wie eine plötzliche Schwäche. Vorsichtig wich er zurück. Tastete mit dem Fuß nach Stufen unter sich. Zwei, drei Schritte: Zwei, drei Stufen abwärts.

Ohne von Felicia bemerkt zu werden, erblickte er in der aufschwingenden Tür ihr Gesicht, das verfiel, als sie erkannte, was man ihr brachte. Ihre Augen und Nasenlöcher und ihr aufgesperrter Mund waren tiefe Schatten und sehr ähnlich den hartverschminkten lebenden Masken in uralten Stummfilmen. Dieses aus der Wirklichkeit herausgeschnittene Bild behielt Friedrich bei sich, während er unbemerkt die Treppe hinabschlich. Dieses Bild: Wenige Tage später von Sehnsucht zerstört. So rannte Schmall vom Nachtdienst zu Felicia, die ihn empfing, als sei nichts gewesen: Heiter wie immer umarmte sie ihn herzlich und legte seinen Hut sanft auf die Spiegelgarderobe. Nachdem sie sich ihm wieder zugewendet, stutzte sie und betrachtete ihn eingehend. Besorgt, er könne krank sein, führte sie ihn ins Wohnzimmer und versprach, sofort Tee zu bereiten. Aber Schmall sah sich nur suchend um und fragte heiser: „Wo hast du es?“

„Was wo?“ Sie hob die rechte Augenbraue. Friedrich hielt Felicia fest, dass sie nicht aus dem Zimmer konnte: „Der Sarg. Der kleine Sarg, der vorgestern kam!“ Felicia, von einer Blutwelle dunkelrot gefärbt: „Schäm dich, schäm dich...“ und blickte ihn nicht an. Schmall zu der Frau, die sich aus seinen Händen zu drehen suchte: „Gut: Du hattest ein Kind. Ich mache dir keinen Vorwurf. Aber warum hast du mir nichts gesagt? Ich will dir nur helfen. Du musst doch leiden...“

Felicia stieß ihn mit einem Ruck fort und rief verlegen: „Wir wollen nicht Kino spielen!“ Und als Friedrich dringlich aufs Neue nach dem Kind fragte, hob sie trotzig den Kopf: „Ich habe es in der Heizung verbrannt, wenn du es unbedingt wissen willst!“ Sie zuckte die Achseln. „Es ist so lange her. Soll ich aus meiner Wohnung ein Mausoleum machen? Ich habe doch dich...“ Sie näherte sich ihm, wollte sich an ihn drücken, doch Schmall schob sie von sich. Sie beobachtete ihn von unten herauf mit einem undeutbaren Schimmer der Iris und ging gleich in die Küche, den Tee aufzubrühen. Während sie laut und ungeniert mit dem Geschirr klapperte, entwich Friedrich lautlos aus der Wohnung. Er, der einzige Unschuldige unter lauter Schuldigen.

Wieder einen Tag weiter fiel ihm vor seiner Haustür ein dunkelgrüner Kombiwagen auf, der keine Aufschrift trug. Ohne das Gefährt zu beachten, betrat er sein Haus und bewegte er sich die Treppe hinauf, sich am Geländer hochziehend vor Müdigkeit. Mürrisches Gemurmel scholl ihm entgegen, als er um den Treppenabsatz bog, der zu seiner Wohnung führte.

Vor der Tür, an der ein Schildchen mit seinem Namen haftete, warteten die Träger, eine schlanke Kiste zwischen sich. Sie hatten seinen Schritt gehört und wiesen ihm jetzt ihre Gesichter, aus deren Unbeweglichkeit ihn die Augen reglos anglotzten. Er stieg unaufhaltsam weiter, hinein in diesen geballten Blick. Gleichgültig erscheinend, hob er die Füße, in der festen Absicht, an seiner Wohnungstür vorbeizugehen. Er mühte sich, einem zufälligen Besucher zu gleichen, wie er ihn sich vorstellte. Er wirkte wohl nicht überzeugend fremd, denn als er fast an der Tür vorüber war, stoppte ihn der Fahrer mit der Frage, ob er wisse, wo Friedrich Schmall sei. Den eigenen Namen in solchem Zusammenhang zu vernehmen, verstörte Friedrich W. Er war sich doch seiner Unschuld bewusst. Hier und jetzt ereignete sich also der von ihm befürchtete Irrtum.

Was sollte er um Himmels willen mit einer unbekannten Leiche in der Wohnung? So setzte er an, ein glaubhaftes Kopfschütteln zu produzieren, da zog einer der Träger die Klappe vom Kopfteil der Kiste herunter, und als sich der urplötzlich neugierig gewordene Schmall vorbeugte, erkannte er unter sich, eingenagelt, Felicia Wirwark. Nach einer von den kleineren Ewigkeiten richtete er sich wieder auf, holte den Schlüssel hervor und schloss seine Wohnungstür auf, durch die er mählich verschwand. Schweigend nahmen die Träger die Kiste auf und folgten Schmall. Der Fahrer rollte die Liste auf und hakte einen Namen ab, voller Zufriedenheit nickend.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Wer sind die Haupthelden der Geschichte? In welchen Beziehungen stehen Sie zueinander? Worin besteht der Schuld der „Leichenempfänger“?
 - c) Welche Haltung nimmt Schmall zu Geschehnissen? Was ist seine Schuld?
 - e) Welche politischen Anspielungen gibt es im Text?
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

KURT KUSENBERG

HERR G. STEIGT AUS

Die Erde ist gebirgig, hügelig oder eben, sie ist fruchtbar oder karg. Die Menschen sprechen viele Sprachen, aber sie sagen in allen Sprachen das gleiche. Sie verstehen sich nicht darauf, richtig zu leben; nur das Sterben gelingt ihnen ganz gut. Überall und immer wiederholt sich das alte Spiel – es lohnt nicht, hinzuschauen. So etwa dachte Herr G., während er in seiner Kutsche durch die Länder rollte. Die Fenster waren dicht verhängt; nie schob Herr G. den Vorhang beiseite, nie schenkte er der Gegend, durch die er gerade fuhr, einen Blick. Er kannte das alles: den leidigen Bilderreigen und das törichte Gespreiz der Menschen. Es war angenehm dämmrig in der Kutsche, es roch nach Leder, nach dem Reisenden und auch ein wenig nach Proviant. Erst wenn es dunkelte, ließ Herr G. die Fenster herab und sog die Düfte, die Gerüche des Landes in sich ein. Er gab mehr auf seine feine Nase als auf seine müden Augen.

Vor Zeiten war auch Herr G. neugierig gewesen, wie jeder Reisende. Denn wozu reist man: wenn nicht, um die Welt zu erforschen? Wo immer ein Ort ihn lockte, hatte er dem Kutscher „Halt!“ zugerufen, war ausgestiegen und so lange dort geblieben, bis er vermeinte, er habe ihn gründlich studiert. Später, nachdem die große Unlust ihn befallen, stieg Herr G. nicht mehr aus. Er hieß seinen Sekretär neben den Kutscher sitzen und wies ihn an, durch ein Sprachrohr, das in die Kutsche führte, genau zu melden, was draußen zu sehen sei; damals wollte Herr G. dies noch wissen. Eine Weile danach entließ er den Sekretär; der wortkarge Kutscher genügte ihm, ja, er war ihm schon fast zuviel. Lieber wäre es ihm gewesen, die vier Pferde hätten die federnde Kutsche – ein Meisterwerk englischer Wagenbauer – nach Gutdünken fortbewegt, ohne Zügel, ohne Lenker, irgendwohin. Doch die Pferde waren das Gängelband gewohnt und bedurften zudem der Wartung; so musste der Kutscher bleiben.

Nachts hielt der Wagen vor einem beliebigen Gasthof an. Herr G. stieg aus, ließ sich ein Zimmer anweisen und aß allein. Dann machte er Fechtübungen und vollführte allerlei turnerische Kunststücke, eine Stunde lang, damit sein Leib, der tagsüber träge in der Kutsche saß, geschmeidig bleibe. Bereit zu sein: daran lag Herrn G. viel, wenn er auch nicht wusste, warum und wofür er sich bereithalte. Außerdem empfahl sich eine gewisse Rüstigkeit, weil man ja unterwegs mit Raubüberfällen, einem Achsenbruch oder anderen Widrigkeiten rechnen musste. Nach den Übungen wusch Herr G. sich von Kopf bis Fuß und atmete, ebenfalls eine Stunde lang, die frische Nachtluft tief in seine Lungen ein. Dann trank er, um müde zu werden, zwei Flaschen Wein und schlief ein wenig. Am frühen Morgen, lange vor Sonnenaufgang, ging die Reise weiter. Es bleibt unerklärt, ob Herr G. gern in der Kutsche saß oder nicht, und weshalb er, anstatt blind durch die Welt zu reisen, sich nicht lieber in eine kleine Kammer einschloss. Vermutlich liebte er die Wagengeräusche: das Rattern und Poltern der Räder, das Knirschen der Ledergurte, das leise Knarren der Deichsel.

Herr G. las nie ein Buch, weder auf der Reise noch im Gasthof. Er hielt nichts von Büchern und schmeichelte sich, er wisse alles, was sie enthielten – und noch

einiges dazu. Er dachte auch nicht viel nach, denn das hatte er früher gründlich besorgt, in jüngeren Jahren. Für gewöhnlich versank er in Halbschlaf und träumte, er fahre in einer Kutsche über Land; da er's ohnehin tat, hätte er sich eines von beiden, das Träumen oder das Reisen, sparen können. Manchmal redete er mit sich selbst – oder mit einem zahmen Eichhörnchen, das ihn seit einiger Zeit begleitete. Anders als seine Artgenossen, war das Tier sehr ruhig, fast schläfrig; nur deshalb konnte Herr G. es überhaupt ertragen. Was Herrn G. bewog, sein eintöniges Leben fortzuführen, wissen wir nicht. Musste er sich nicht sagen, dass er allmählich auf die einsamste, trübsinnigste Art der Welt altern werde – er samt der Kutsche, die seine Wohnstatt war? Vielleicht nährte er eine kleine Hoffnung, denn ganz ohne Hoffnung kann niemand leben. Welche Hoffnung aber? Wir berichteten vorhin, dass Herr G. abends, wenn es dunkel wurde, die Wagenfenster herabließ und die Gegend beroch, doch wir vergaßen zu sagen, dass er dabei eine gespannte Miene machte, als erwarte er etwas Bestimmtes. Herr G. hatte noch eine andere Eigenheit: er zog in einem fort seine Uhr hervor und sah nach, wie viel Minuten seit dem letzten Blick aufs Zifferblatt vergangen waren. Oft zählte er auch laut die Sekunden, um dann nachzuprüfen, ob die Uhr mit ihm oder ob er mit der Uhr Schritt gehalten habe. Im Hinblick auf Herrn G.s absonderliche Lebensweise waren diese beiden Gewohnheiten, das Schnuppern und das Zeitablesen, freilich keine Eigenheiten, sondern eher das Gegenteil: natürliche Handlungen, die den Verdacht aufkommen ließen, Herr G. habe am Ende doch ein örtliches Ziel, oder er suche der Zeit, die er gemeinhin so achtlos verrinnen ließ, ein Geheimnis abzulauschen.

Eines Tages, während der Fahrt, erschien es Herrn G. plötzlich, die Zeit laufe schneller ab als sonst. Woran er dies spürte, hätte er nicht zu sagen gewusst; er spürte es eben. Er zog die Uhr zu Rate, doch das half ihm wenig, denn es war ja anzunehmen, dass auch ihr Räderwerk sich rascher bewegte. Herr G. wurde unruhig und fasste nach seinem Puls. Dabei entdeckte er, dass das Pochen seines Blutes aufs feinste mit dem Stoßen des linken Hinterrades übereinstimmte. Das war zweifellos etwas Neues. Als wolle es seinem Herrn Recht geben, wurde nun das Eichhörnchen gleichfalls unruhig. Es begann, in der Kutsche umherzuklettern, zerzte den Deckel vom Proviantkorb, wühlte in den Speisen, aß aber nichts. Liefen nicht die Pferde anders als bisher? Herr G. hätte schwören können, dass sie tänzelten. Da hörte er – er traute seinen Ohren nicht – den Kutscher droben laut singen. Hatte der Kerl getrunken? Ach wo, so einfach konnte die Erklärung nicht lauten; da griff doch offenbar eines ins andere. Erregt öffnete Herr G. die Wagenfenster. Eine wilde, würzige Luft stieß herein und benahm ihm den Atem. Er riss die Vorhänge zur Seite; draußen lag eine Gegend, die er auf all seinen Reisen noch nie gesehen hatte.

Herr G. lehnte sich aus dem Fenster. „Wo sind wir?“ rief er dem Kutscher zu. „Ich weiß es nicht!“ sang der Kutscher. „Herr, ich weiß es nicht – ich weiß es nicht!“ Er fand nichts dabei, dass er sang. In wenigen Sätzen zu sagen, worin die Landschaft sich von anderen Landschaften unterschied, ist so leicht nicht. Sie war ungemein fruchtbar, das stand fest. Ihr Laubwerk glänzte tiefgrün, gelackt, wie nach einem Gewitterregen. Obwohl kein Wind die Baumkronen anrührte, jagten Wolkenfetzen hastig über den

Himmel. Erst als die Pferde im Schritt gingen, bemerkte Herr G. eine seltsame Erscheinung. Er fand heraus, dass die Bäume, die Sträucher zusehends wuchsen oder welkten. Hier schossen junge Pappeln empor, als wollten sie es mit Spargeln aufnehmen; dort spann eine Brombeerhecke sich sachte ein, man konnte es genau verfolgen; und drüben warf ein Apfelbaum mit einem Schlag all seine Früchte ab.

Zunächst wollte Herr G. nicht glauben, was er sah, doch er wusste es wohl; er sah wirklich die Pflanzen sprießen und reifen und vergehen. Als die Kutsche wieder schneller fuhr, konnte er das Wunder nicht mehr so gut beobachten, aber er fühlte ganz deutlich, wie die Landschaft um ihn her sich mächtig regte. Das Eichhörnchen gebärdete sich indes wie toll. Er griff nach ihm, um es zu beruhigen. Da krallte es sich an seinem Ärmel fest, blickte ihn starr an und verschied. Herr G., der Leichen nicht mochte, ließ anhalten. Er trug das Eichhörnchen an den Wegrand und hob mit den Händen eine kleine Grube aus. Es war höchste Zeit, denn schon begann das Tier zu verwesen.

Dass er den Leichnam angefasst hatte, ekelte Herrn G. In dem Wunsch, irgendwo Wasser zu finden, ging er querfeldein, auf ein Wäldchen zu, das bald ein Wald zu werden versprach: so munter wuchs es in die Höhe und in die Breite. Der Weg dorthin war ein bisschen länger, als Herr G. angenommen hatte, er bescherte ihm sonderbare Schauspiele. Ein grünes Kornfeld zur Linken wurde gelb, wurde reif, und als ein Windhauch drüber hinfuhr, legten sich die fruchtschweren Halme müde nieder. Zur Rechten standen Rebstöcke. Ihre Trauben schwollen an, platzten und verströmten roten Saft – sie kelterten sich selbst. Auch in dem Wäldchen lebte und starb sich's rasch. Junge Vögel schlüpften aus dem Ei, breiteten die Schwingen aus und flogen davon; tote Vögel fielen, mit den Tannenzapfen um die Wette, von den Zweigen herab. Herr G. hatte Glück, er hörte ein Bächlein rauschen und sichtete es auch gleich darauf; er musste einen steilen Abhang hinabklettern. In dem Augenblick aber, da er seine Hände netzte, wallte das Wasser auf und stieg erschreckend hurtig, als sei eine Springflut gekommen. Herr G. hatte seine liebe Not, sich bergauf zu retten; fast hätte ein Zug schwerer Fische, der gegen seine Beine fuhr, ihn hingeworfen und elend ertränkt. Von oben her, wo unterdes das Wäldchen zum Hochwald geworden war, blickte Herr G. auf einen unbändigen Fluss hinab, der Bäume mit sich fortriss und sie in seinen Strudeln zerfetzte. Herr G. lief jetzt, er hatte es eilig, die Kutsche zu erreichen. Doch seine Beine waren, allen nächtlichen Übungen zum Trotz, nicht schnell genug. Als er – endlich, endlich! – bei der Landstraße ankam, fand er von seinem Besitz nicht mehr viel vor. Wo der Wagen gestanden hatte, lag nun ein bisschen Kehrlicht, ein Gemenge aus Holz, Leder und Eisen. Die Pferde hatten eine rechteckige Figur aus Knochen auf dem Boden zurückgelassen. Und der junge Holunderstrauch, der sich da mitten auf der Landstraßebreit machte: zog er etwa seinen Saft aus den sterblichen Resten des Kutschers? Herr G. wusste es nicht und hatte nur wenig Zeit, darüber nachzudenken.

Eine Stunde später keimte dicht bei dem Holunder ein Pflanzenreis hervor, das eine Birke zu werden versprach.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) *Wer ist der Hauptheld der Geschichte? Wie sieht sein Leben aus?*
 - b) *Wie nimmt Herr G. die Welt wahr?*
 - c) *Warum schiebt Herr G. die Vorhänge nie beiseite?*
 - d) *Warum hat wohl die Geschichte den Titel „Herr G. steigt aus“?*
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

SIEGFRIED LENZ DER GROßE WILDENBERG

Mit dem Brief kam neue Hoffnung. Er war nur kurz, enthielt keine Anrede, er war mit gleichgültiger Höflichkeit diktiert worden, ohne Anteilnahme, ohne die Absicht, mir durch eine versteckte, vielleicht unfreiwillige Wendung zu verstehen zu geben, dass meine Sache gut stand. Obwohl ich den Brief mehrmals las, nach Worten suchte, die ich in der ersten Aufregung überlesen zu haben fürchtete, und obwohl all meine Versuche, etwas Gutes für mich herauszulesen, misslangen, glaubte ich einige Hoffnungen in ihn setzen zu können, denn man lud mich ein, oder empfahl mir, zum Werk herauszukommen und mich vorzustellen. Ich faltete den Brief zusammen, legte ihn, damit ich ihn gegebenenfalls schnell zur Hand hätte, in die Brieftasche und fuhr hinaus zur Fabrik. Es war eine Drahtfabrik, ein lang gestrecktes, flaches Gebäude; es war dunkel, als ich hinausfuhr, und es schneite. Ich ging an einer hohen Backsteinmauer entlang, ging in ihrem Windschutz; elektrische Bogenlampen erhellten den Weg, niemand kam mir entgegen. In das Pflaster der Straße waren Schienen eingelassen, sie glänzten matt, der Schnee hielt sich nicht auf ihnen. Der Schienenstrang führte mich zu einer Einfahrt, er verließ in kurzem Bogen die Straße, lief unter einem Drahtgitter hindurch und verschwand im Innern eines schwarzen Schuppens. Neben dem Tor stand ein Pförtnerhaus aus Holz, es wurde von einer schwachen elektrischen Birne erleuchtet, die an der Decke hing. Im Schein der Birne erkannte ich den Pförtner, einen alten, mürrischen Mann, der vor einem schäbigen Holztisch saß und mich beobachtete. Hinter seinem Rücken brannte ein Koksfeuer. Ich ging an das Häuschen heran, und der Pförtner legte sein Ohr an das Fenster und wartete auf meine Anmeldung: ich schwieg. Der Mann wurde ärgerlich und stieß ein kleines Fenster vor mir auf. Ich spürte, wie ein Strom von verbrauchter, süßlicher Luft ins Freie drang. Der Pförtner war offenbar besorgt, dass zuviel Luft aus seinem Raum entweichen könnte, und er fragte ungeduldig: „Zu wem wollen Sie? Sind Sie angemeldet?“

Ich sagte, dass ich bestellt sei; wenn er wolle, könne ich ihm den Brief zeigen. Der Brief sei von einem Mann namens Wildenberg unterzeichnet. Als ich diesen Namen nannte, blickte der Pförtner auf seine Uhr, dann sah er mich an, bekümmert und mit sanftem Spott, und ich fühlte, dass er seinen Ärger vergessen hatte und nur ein berufsmäßiges Mitleid für mich empfand. „Ist Herr Wildenberg nicht da?“ fragte ich. „Er ist fast immer da“, sagte der Pförtner. „Es kommt selten vor, dass er verreist ist. Aber Sie werden ihn heute nicht sprechen können.“

Und dann erzählte er mir, wie schwer es sei, an Wildenberg heranzukommen; er erzählte mir, wie viel auf diesem großen Mann laste, der in schweigender Einsamkeit, hinter fernen Türen, seine Entschlüsse fasse, und dass es zwecklos sei, wenn ich, obgleich ich bestellt sei, zu dieser Stunde noch herkäme. Ich solle am nächsten Tag wiederkommen, empfahl mir der Pförtner, hob die Schultern, seufzte und sagte, dass das der einzige Rat sei, den er mir geben könne, ich täte gut daran, ihn zu befolgen.

Ich befolgte den Rat des Pförtners und ging nach Hause, und am nächsten Morgen, in aller Frühe, machte ich mich wieder auf den Weg zur Fabrik. Die Bogenlampen brannten noch, es war kalt, und von der Werkskantine roch es nach Kohl. Der Pförtner empfing mich freundlich, er schien auf mich gewartet zu haben. Er winkte mir, draußen stehen zu bleiben, telefonierte längere Zeit und erklärte schließlich mit glücklichem Eifer, dass es ihm gelungen sei, mich auf die Spur zu setzen, ich könne nun ohne Schwierigkeiten bis zu Doktor Setzkis Büro gehen, seine Sekretärin würde mich dort erwarten. Die Sekretärin war forsch und mager, sie bot mir eine Tasse Tee an, den sie gerade gekocht hatte, und entschuldigte sich mit einer eiligen Arbeit. Ich wertete den Tee als gutes Zeichen, das Angebot hatte mich seltsamerweise so zuversichtlich für meine eigene Sache gemacht, dass ich der Sekretärin eine von meinen beiden Zigaretten hinüberreichen wollte, doch sie lehnte ab. Ich rauchte auch nicht, weil Dr. Setzki jeden Augenblick aus seinem Zimmer kommen konnte, ich hörte Geräusche hinter seiner Tür, Knistern und Murmeln.

Es wurde hell draußen, die Bogenlampen erloschen, und die Sekretärin fragte mich, ob sie das Licht im Zimmer ausknipsen dürfe. Ich antwortete ihr lang und umständlich, in der Hoffnung, sie dadurch in ein Gespräch zu ziehen, denn es war mir ihretwegen peinlich, dass Dr. Setzki mich so lange warten ließ. Aber das Mädchen ging nicht auf meine Bemerkungen ein, sondern verbarg sich sofort wieder hinter ihrer Schreibmaschine, wo sie sicher war.

Dr. Setzki kam spät, er war unerwartet jung, entschuldigte sich, dass er mich so lange hatte warten lassen, und führte mich über einen Gang. Er entschuldigte sich vor allem damit, dass Wildenberg, der große einsame Arbeiter, keinen zur Ruhe kommen lasse, immer wieder frage er nach, versichere sich aller Dinge mehrmals und verhindere dadurch, dass man einen genauen Tagesplan einhalten könne. Ich empfand fast ein wenig Furcht bei der Vorstellung, in wenigen Sekunden Wildenberg gegenüberzusitzen, ich spürte, wie auf den Innenflächen meiner Hände Schweiß ausbrach, und sehnte mich nach dem Zimmer der Sekretärin zurück. Dr. Setzki durchquerte mit mir ein Büro und brachte mich in ein Zimmer, in dem nur ein Schreibtisch und zwei Stühle standen. Er bat mich, auf einem der Stühle Platz zu nehmen und auf Dr. Petersen zu warten, das sei, wie er sagte, die rechte Hand Wildenbergs, die mir alle weiteren Türen zu dem großen Mann öffnen werde. Er zeigte sich unterrichtet, in welcher Angelegenheit ich hergekommen war, sprach mit großer Bewunderung von Wildenbergs Geschick, Leute auszusuchen, und verabschiedete sich schließlich, indem er mir die Hand flüchtig auf die Schulter legte. Als ich allein war, dachte ich noch einmal an seine Worte, hörte noch einmal seinen Tonfall, und jetzt schien es mir, als sei die Bewunderung, mit der er von Wildenberg gesprochen hatte, heimliche Ironie. Dr. Petersen war, wie die Sekretärin, die unter einem Vorwand ins Zimmer kam, sagte, auf einer Sitzung. Sie konnte nicht sagen, wann er wieder zurück wäre, aber sie glaubte zu wissen, dass es nicht zu lange dauern würde; dafür, meinte sie, seien Sitzungen zu anstrengend. Sie lachte vielsagend und ließ mich allein. Die Sekretärin hatte Recht. Ich hatte zehn Minuten gewartet, da erschien Dr. Petersen, ein Hüne mit wässerigen Augen; er bat mich, Platz zu behalten, und wir sprachen über

meine Bewerbung. Sie sei, sagte er, immer noch bei Wildenberg, er habe sie bei sich behalten, trotz seiner enormen Arbeitslast, und ich käme diesem großen Mann gewiss entgegen, wenn ich nicht weiter danach fragte, sondern meinen Aufenthalt bei ihm so kurz wie möglich hielte. „Ich bin sicher“, sagte Dr. Petersen, „Herrn Wildenbergs Laune wird um so besser sein, je kürzer Sie sich fassen. Leute seiner Art machen alles kurz und konzentriert.“ Dann bat er mich, ihm zu folgen, klopfte an eine Tür, und als eine Stimme „Herein“ rief, machte er mir noch einmal ein hastiges Zeichen, all seine Ratschläge zu bedenken, und ließ mich eintreten. Ich hörte, wie die Tür hinter mir geschlossen wurde. „Kommen Sie“, sagte eine freundliche, schwache Stimme, „kommen Sie zu mir heran.“ Ich sah in die Ecke, aus der die Stimme gekommen war, und ich erkannte einen kleinen, leidvoll lächelnden Mann hinter einem riesigen Schreibtisch. Er winkte mir aus seiner Verlorenheit mit einem randlosen Zwickel zu, reichte mir die Hand, eine kleine, gichtige Hand, und bat mich schüchtern, Platz zu nehmen. Nachdem ich mich gesetzt hatte, begann er zu erzählen, er erzählte mir die ganze Geschichte der Fabrik, und wenn ich in einer Pause zu gehen versuchte, bat er mich inständig, zu bleiben. Und jedes Mal, wenn ich mich wieder setzte, bedankte er sich ausführlich, klagte über seine Einsamkeit und wischte mit dem Ärmchen über den leeren Schreibtisch. Ich wurde unruhig und erinnerte mich der Ratschläge, die man mir gegeben hätte, aber sein Bedürfnis, sich auszusprechen, schien echt zu sein, und ich blieb.

Ich blieb mehrere Stunden bei ihm. Bevor ich mich verabschiedete, fragte ich nach meiner Bewerbung. Er lächelte traurig und versicherte mir, dass er sie nie gesehen habe, er bekomme zwar, sagte er, gelegentlich etwas zur Unterschrift vorgelegt, aber nur, um sich nicht so einsam zu fühlen, denn man entreiße es ihm sofort wieder. Und er gab mir flüsternd den Rat, es einmal bei Dr. Setzki zu versuchen, der habe mehr Möglichkeiten und sei über den Pförtner zu erreichen: ich musste ihm glauben. Ich verabschiedete mich von dem großen Wildenberg, und als ich bereits an der Tür war, kam er mir nachgetrippelt, zupfte mich am Ärmel und bat mich, ihn bald wieder zu besuchen. Ich versprach es.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Wer sind die Haupthelden der Geschichte? In welchen Beziehungen stehen Sie zueinander?
 - b) Warum kann der Ich-Erzähler nicht gleich mit dem Chef sprechen?
 - c) Was erfährt der Ich-Erzähler über den „großen Wildenberg“?
 - d) Wie sieht Wildenberg aus? Was für ein Mensch ist er wohl?
 - e) Wie verläuft das Vorstellungsgespräch?

- f) Welchen Eindruck von Wildenberg macht sich der Ich-Erzähler? Fällt er mit den Vorstellungen der Mitarbeiter zusammen?
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
 4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
 5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
 6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
 7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
 8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
 9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
 10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

CHRISTOPH MECKEL DIE VAMPIRE

Ich war auf dem Jahrmarkt und langweilte mich, da bemerkte ich zwischen Karussellen, Tingeltangelbuden und Trinkhallen ein Transparent mit der Aufschrift: ÜBERNEHMEN SIE SELBST DAS HANDWERK GOTTES! Ich trat näher und sah eine Schießbude, auf deren Tisch Pistolen und Gewehre lagen. Ein paar Leute hatten sich vor der Bude versammelt, redeten, rauchten und standen auf Zehenspitzen, um besseren Einblick in die Bude zu haben. Aus einem Lautsprecher schallten Musik und gesprochene Texte, die der Lautstärke wegen schwer zu verstehen waren. Einer dieser Texte lautete: Meine Damen und Herren, übernehmen Sie selbst das Handwerk Gottes! Legen Sie selber Hand an Ihr Geschick und korrigieren Sie es, indem Sie Ihre Tage und Stunden in Form von Holzbällen von der Leine schießen! Schießen Sie, bitte schießen Sie, meine Damen und Herrn, und die Dame an der Kasse wird Ihnen die abgeschossene und also ungültige Zeit quittieren, ohne Umstände bekommen Sie Ihre nunmehr verbrauchte Zeit an der Kasse ausgehändigt!

Ich reihte mich unter die Zuschauer und versuchte zu begreifen, was vorging. An einer langsam in Augenhöhe durch die Bude ziehenden Leine schaukelten kleine, nummerierte Holzbälle. Die Zuschauer beobachteten einen Pistolenschützen, der soeben einen Holzball mit der Nummer 67 abgeschossen hatte. Alle fünf oder sechs Sekunden krachte ein Schuss und riss einen Holzball von der Leine. Lachen und Gemurmel ging durch die Menge, als der Schütze den hundertdreiundzwanzigsten Ball verfehlte. Eine mit Harlekinkittel, Sonnenbrille und Zylinder verkleidete Gestalt klatschte Beifall und nahm dem Mann die Pistole ab. Eine krächzende männliche Stimme rief durch den Lautsprecher: Haben Sie das gesehen, meine Damen und Herrn! Hier wurde Ihnen soeben bewiesen, dass man Glück haben kann. Schon 123 Tage weniger zu leben! Mein Herr, ich gratuliere Ihnen im Namen unseres zahlreichen Publikums! Man schob den Schützen zur Kasse. Die Dame im Kassensverschlag reichte ihm ein Papier, das er unterschrieb, zerknüllte und fortwarf. Ein älterer Herr zwängte sich nun durch, die Menge an den Schießstand, neue Bälle wurden aufgezogen, er bezahlte eine geringe Summe, der Harlekin legte ihm Pistolen und Gewehre zur Auswahl vor. Der Mann wählte ein Luftgewehr und begann zu schießen sobald die Leine sich straffte und in Bewegung setzte. Nach einigen hundert fehlerfreien Schüssen lief die Leine leer vorüber, der Mann setzte das Gewehr ab und erkundigte sich, warum er nicht weiterschießen könne. Bravo, meine Damen und Herren, bravo, bravo! rief die krächzende Stimme im Lautsprecher, wir machen Sie darauf aufmerksam: noch ein Schuss und wir sprechen uns an der Kasse wieder! Noch ein letzter fehlerfreier Schuss dieses Herrn vor Ihnen und alle Rekorde sind gebrochen! Beachten Sie den Schützen, meine Damen und Herrn, der nun das Gewehr wieder aufnimmt und auf den letzten Ball zielt.

Die erschlaffte Leine spannte sich, und ein kleiner, nicht nummerierter Holzball zog schnell durch die Schießbude. Der Schuss krachte, der Ball fiel in Splittern zu Boden. Das Publikum atmete auf; man klopfte dem Mann auf die Schulter und drängte

ihn zur Kasse, aus dem Lautsprecher knatterte Tanzmusik. Die Dame im Kassenverschlag schob ein Papier durch die Schalteröffnung und der Mann unterschrieb. Er steckte das Papier in die Tasche, grüßte und wollte sich durch die Menge ins Freie drängen, blieb jedoch stehen, schwankte, verdrehte die Augen und fiel zu Boden. Zwei Harlekine, die bisher unbeschäftigt an den Seitenwinden der Schießbude gestanden hatten, rannten herbei und zogen den Toten aus der Menge und warfen ihn auf eine aus Brettern und Tüchern improvisierte Bahre, die sie eilig hinter die Dekorationen der Schießbude schleppten. Ein dritter Harlekin in Sportmütze und gelben Handschuhen trat aus den Dekorationen und fegte die Splitter der zerschossenen Holzbälle sorgfältig in einen Sack. Einige Zuschauer waren blass geworden, andere standen unsicher herum, aber der größte Teil der Zuschauermenge schien keine Ahnung zu haben, worum es sich handelte.

Ich begab mich sogleich hinter die Schießbude. Zwischen Wohnwagen und Gerumpel standen zwei Harlekine im nassen, zertretenen Boden und stopften den Toten in eine Kiste. Die Dame verließ den Kassenverschlag, steckte ein Pappschild mit der Aufschrift VORÜBERGEHEND GESCHLOSSEN an die Scheibe und schleppte sich hinter die Schießbude. Sie hatte Mühe sich fortzubewegen, war unglaublich alt und fett und glich einem ausgestopften Raubvogel. Sie war stark geschminkt und paffte eine Zigarette. Sie stellte sich zu den Männern, die die Kiste mit Schrauben und Nägeln verschlossen, zertrat ihre Zigarette und lächelte sparsam. Andere Harlekine und Männer in Arbeitskleidung kamen hinzu, alte, uralte Gestalten mit zitternden Beinen und nickenden Köpfen. Hagere oder dicke Männer mit welken Händen und angemalten Gesichtern, die Augen gierig und schnell oder abwesend, trübe. Sie standen herum und blickten auf die Dame. Als die Kiste verschlossen und weggeschafft worden war, zählte sie kleine Murmeln oder Kapseln aus einem Sack in die offenen Hände der Männer. Einen Rest behielt sie für sich zurück. Hierauf wurden die Splitter der zerschossenen Bälle verteilt. Die Männer gingen auseinander, manche schluckten oder zerkauten eine Murmel. Aus dem Lautsprecher schrammelte ein Tango. Das Publikum hatte sich verlaufen. Ein paar Männer waren damit beschäftigt, die Schießbude abzureißen, und da es hier nichts weiter zu sehen gab, entfernte ich mich und ging nach Hause.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Was erhalten die Spieler an der Kasse nach Absolvieren des Spiels?
 - b) Der zweite Spieler, von dem die Rede ist, trifft so gut, dass plötzlich keine Ziele mehr vorhanden sind. Nach einer Pause taucht ein weiteres Ziel auf, das sich von den vorherigen Zielen unterscheidet. Welches und was bedeutet das?
 - c) Was passiert mit dem erfolgreichen Schützen, nachdem er an der Kasse war?

- d) Die „Dame an der Kasse“ scheint die Chefin der Gruppe zu sein. Woran erkennt man das im Text?
 - e) Gegen Ende der Geschichte beschreibt der Erzähler die Betreiber der Schießbude genauer. Was fällt bei der Beschreibung auf?
 - f) Der Text heißt „Die Vampire“. Wer sind diese „Vampire“ und was genau tun sie?
 - g) Was im Text mit „Handwerk Gottes“ gemeint?
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
 4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
 5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
 6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
 7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
 8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
 9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
 10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

CHRISTA REINIG SKORPION

Er war sanftmütig und freundlich. Seine Augen standen dicht beieinander. Das bedeutete Hinterlist. Seine Brauen stießen über der Nase zusammen. Das bedeutete Jähzorn. Seine Nase war lang und spitz. Das bedeutete unstillbare Neugier. Seine Ohrläppchen waren angewachsen. Das bedeutete Hang zum Verbrechen. Warum gehst du nicht unter die Leute? fragte man ihn. Er besah sich im Spiegel und bemerkte einen grausamen Zug um seinen Mund. Ich bin kein guter Mensch, sagte er. Er verbohnte sich in seine Bücher. Als er sie alle ausgelesen hatte, musste er unter die Leute, sich ein neues Buch kaufen gehen. Hoffentlich gibt es kein Unheil, dachte er und ging unter die Leute. Eine Frau sprach ihn an und bat ihn, ihr einen Geldschein zu wechseln. Da sie sehr kurzsichtig war, musste sie mehrmals hin- und zurücktauschen. Der Skorpion dachte an seine Augen, die dicht beieinander standen und verzichtete darauf, sein Geld hinterlistig zu verdoppeln. In der Straßenbahn trat ihm ein Fremder auf die Füße und beschimpfte ihn in einer fremden Sprache. Der Skorpion dachte an seine zusammengewachsenen Augenbrauen und ließ das Geschimpfe, das er ja nicht verstand, als Bitte um Entschuldigung gelten. Er stieg aus, und vor ihm lag eine Briefftasche auf der Straße. Der Skorpion dachte an seine Nase und bückte sich nicht und drehte sich auch nicht um. In der Buchhandlung fand er ein Buch, das hätte er gern gehabt. Aber es war zu teuer. Es hätte gut in seine Manteltasche gepasst. Der Skorpion dachte an seine Ohrläppchen und stellte das Buch ins Regal zurück. Er nahm ein anderes. Als er es bezahlen wollte, klagte ein Bücherfreund: Das ist das Buch, das ich seit Jahren suche. Jetzt kauft's mir ein anderer weg. Der Skorpion dachte an den grausamen Zug um seinen Mund und sagte: Nehmen Sie das Buch. Ich trete zurück. Der Bücherfreund weinte fast. Er presste das Buch mit beiden Händen an sein Herz und ging davon. Das war ein guter Kunde, sagte der Buchhändler, aber für Sie ist auch noch was da. Er zog aus dem Regal das Buch, das der Skorpion so gern gehabt hätte. Der Skorpion winkte ab: Das kann ich mir nicht leisten. – Doch, Sie können, sagte der Buchhändler, eine Liebe ist der anderen wert. Machen Sie den Preis. Der Skorpion weinte fast. Er presste das Buch mit beiden Händen fest an sein Herz, und, da er nichts mehr frei hatte, reichte er dem Buchhändler zum Abschied seinen Stachel. Der Buchhändler drückte den Stachel und fiel tot um.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Wie ist das Verhältnis von Fremd- und Selbstbild des Skorpions?
 - b) Wie beeinflusst das Äußere des Skorpions seine Handlungen?

- c) Wie kommt es dazu, dass der Skorpion dem Buchhändler am Ende den Stachel gibt?
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
 4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
 5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
 6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
 7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
 8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
 9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
 10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

WOLFDIETRICH SCHNURRE AUF DER FLUCHT

Der Mann hatte einen Bart und war schon etwas älter; zu alt fast für die Frau.

Und dann war auch noch das Kind da, ein ganz kleines. Das schrie dauernd, denn es hatte Hunger. Auch die Frau hatte Hunger. Aber sie war still, und wenn der Mann zu ihr hinsah, dann lächelte sie; oder sie versuchte es doch wenigstens. Der Mann hatte auch Hunger. Sie wussten nicht, wohin sie wollten; sie wussten nur, sie konnten in ihrer Heimat nicht bleiben, sie war zerstört. Sie liefen durch Wald, durch Kiefern. In denen knisterte es. Sonst war es still. Beeren oder Pilze gab es nicht; die hatte die Sonne verbrannt. Über den Schneisen flackerte Hitze. Das bisschen Wind wehte nur oben. Es war für den Bussard gut; Reh und Hase lagen hechelnd im Farn.

„Kannst du noch?“ fragte der Mann.

Die Frau blieb stehen. „Nein“, sagte sie.

Sie setzten sich. Die Kiefern waren mit langsam wandernden Raupen bedeckt. Blieb der Wind weg, hörte man sie die Nadeln raspeln. Das knisterte so; und es rieselte auch: Nadelstücke und Kot, wie Regen. „Nonnen“, sagte der Mann; „sie fressen den Wald auf.“ „Wo sind die Vögel?“ fragte die Frau. „Ich weiß nicht“, sagte der Mann; „ich glaube, es gibt keine Vögel mehr.“

Die Frau legte das Kind an die Brust. Doch die Brust war leer. Da schrie das Kind wieder. Der Mann schluckte. Als das Kind anfing, heiser zu werden, stand er auf.

Er sagte: „Es geht so nicht länger.“ „Nein“, sagte die Frau. Sie versuchte zu lächeln, es gelang ihr nicht. „Ich hol was zu essen“, sagte der Mann. „Woher?“ fragte sie. „Lass mich nur machen“, sagte er. Dann ging er.

Er ging durch den sterbenden Wald. Er schnitt Zeichen ein in die Bäume. Er kam an eine Sandrinne. Die war ein Bach gewesen. Er lief über einen schwarz staubenden Platz. Der war eine Wiese gewesen. Er lief zwei Stunden. Dann fing die Sandheide an. Auf einem Stein lag eine Kreuzotter; sie war verdorrt. Das Heidekraut staubte.

Später kam er an einen unbestellten Acker. Darauf auch in ein Dorf; das war tot. Der Mann setzte sich auf eine Wagendeichsel. Er schlief ein. Im Schlaf fiel er herunter. Als er aufwachte, hatte er Durst; sein Gaumen brannte.

Er stand auf, taumelte in ein Haus. In dem Haus war es kahl. Die Schublade war aus dem Tisch gerissen und lag auf der Erde. Die Töpfe waren zerschlagen; auch die Fenster.

Auf der Ofenbank lag ein Tuch. In das Tuch war ein halbes Brot eingebunden; es war hart.

Der Mann nahm es und ging. In den ändern Häusern fand er nichts; auch kein Wasser. In den Brunnen lag Aas. Von dem Brot wagte er nichts abzubrechen. Er wollte es der Frau aufheben. Feldfrüchte fand er nicht. Auch Tiere gab es nicht mehr; nur tote: Katzen, einige Hühner. Sie westen.

Ein Gewitter hing in der Luft.

Auf dem Feld zertrat der Mann eine Eidechse. Sie zerfiel in Staub.

Es donnerte. Vor dem Wald standen Glutwände. Er ging vornübergebeugt. Das Brot trug er unter dem Arm. Schweiß troff ihm in den Bart. Seine Fußsohlen brannten. Er lief schneller. Er kniff die Augen zusammen. Er sah in den Himmel.

Der Himmel war schweflig; es blitzte. Nachtwolken kamen. Die Sonne verschwand. Der Mann lief schneller. Er hatte das Brot in den Hemdausschnitt geschoben, er presste die Ellenbogen dagegen. Wind kam. Tropfen fielen. Sie knallten wie Erbsen auf den dörrenden Boden.

Der Mann rannte. Das Brot, dachte er, das Brot. Aber der Regen war schneller. Weit vor dem Wald noch holte er den Mann ein.

Blitze zerrissen den Himmel. Es goss. Der Mann drückte die Arme gegen das Brot. Es klebte. Der Mann fluchte. Doch der Regen nahm zu. Der Wald vorn und das Dorf hinten waren wie weggewischt. Dunstfahnen flappten über die Heide. In den Sand gruben sich Bäche. Der Mann blieb stehen; er keuchte. Er stand vornübergebeugt. Das Brot hing ihm im Hemd, unter der Brust. Er wagte nicht, es anzufassen. Es war weich; es trieb auf; es blätterte ab.

Er dachte an die Frau, an das Kind. Er knirschte mit den Zähnen. Er verkrampfte die Hände. Die Oberarme presste er eng an den Leib. So glaubte er, es besser schützen zu können.

Ich muss mich mehr über es beugen, dachte er; ich muss ihm ein Dach machen mit meiner Brust. Er darf s mir nicht schlucken, der Regen; er darf nicht. Er kniete sich hin. Er neigte sich über die Knie. Der Regen rauschte; nicht zehn Schritte weit konnte man sehen. Der Mann legte die Hände auf den Rücken. Dann beugte er die Stirn in den Sand. Er sah sich in den Halsausschnitt. Er sah das Brot. Es war fleckig; es bröckelte; es sah aus wie ein Schwamm.

Ich werde warten, dachte der Mann. So werde ich warten, bis es vorbei ist. Er wusste: er log; keine fünf Minuten hielt das Brot mehr zusammen. Dann würde es sich auflösen, würde wegfließen; vor seinen Augen. Er sah, wie ihm der Regen um die Rippen herumflog. Auch unter den Achseln schossen zwei Bäche hervor. Alles spülte über das Brot hin, sickerte in es ein, nagte an ihm. Was abtropfte, war trüb, und Krümel schwammen darin. Eben noch war es geschwollen, das Brot, jetzt nahm es ab; Stück um Stück, und zerrann.

Da begriff er: Frau hin, Frau her; er hatte die Wahl jetzt: entweder es sich auflösen lassen oder es selber zu essen. Er dachte: „Wenn ich es nicht esse, geht es kaputt, ich bleibe schlapp, und wir gehn alle drei vor die Hunde. Ess’ ich es aber, bin wenigstens ich wieder bei Kräften.“ Er sagte es laut, er musste es laut sagen; wegen der ändern Stimme in ihm, wegen der leisen. Er sah nicht den Himmel, der im Westen aufhellte. Er gab nicht Acht auf den Regen, der nachließ. Er sah auf das Brot.

Hunger, dachte es in ihm, Hunger. Und: Brot, dachte es, Brot.

Da tat er’s.

Er ergriff es mit beiden Händen. Er drückte es zu einer Kugel zusammen. Er presste das Wasser heraus. Er biss hinein; er schlang; er schluckte: Kniend, würgend; ein Tier. So aß er es auf.

Seine Finger krallten sich in die Heide, in den nassen Sand. Die Augen hielt er geschlossen. Dann fiel er um. Seine Schultern zuckten.

Als er auftaumelte, knirschte ihm Sand zwischen den Zähnen.

Er fuhr sich über die Augen. Er blinzelte. Er starrte in den Himmel. Sonne brach durch das Grau. Die Regenfahnen hatten sich in Dunst aufgelöst. Ein paar Tropfen noch, dann war er vorüber, der Guss. Helles Blau; die Nässe verdampfte. Der Mann stolperte weiter. Die Handgelenke schlenkerten ihm gegen die Hüften. Das Kinn lag auf der Brust. Am Waldrand lehnte er sich an eine Kiefer. Von weit her war der Regenruf des Buchfinken zu hören; auch ein Kuckuck schrie kurz.

Der Mann suchte die Zeichen an den Bäumen; er tastete sich zurück. Im Farn und im Blaubeerkraut gleißten die Tropfen. Die Luft war dick vor Schwüle und Dampf. Den Nonnen war das Gewitter gut bekommen; sie wanderten schneller die Stämme hinauf. Der Mann machte oft halt. Er fühlte sich schwächer als auf dem Herweg. Sein Herz, seine Lunge bedrängten ihn. Und Stimmen; die vor allem. Er lief noch einmal drei Stunden; die Rastpausen eingerechnet.

Dann sah er sie sitzen; sie hatte den Oberkörper an eine Kiefer gelehnt, das Kind lag ihr im Schoß. Er ging auf sie zu.

Sie lächelte. „Schön, dass du da bist.“ „Ich habe nichts gefunden“, sagte der Mann. Er setzte sich. „Das macht nichts“, sagte die Frau. Sie wandte sich ab. Wie grau sie aussieht, dachte der Mann. „Du siehst elend aus“, sagte die Frau. „Versuch, ein bisschen zu schlafen.“

Er streckte sich aus. „Was ist mit dem Kind; warum ist es so still?“ „Es ist müde“, sagte die Frau. Der Atem des Mannes fing an, regelmäßig zu gehen. „Schläfst du?“ fragte die Frau. Der Mann schwieg. Nur die Nonnen raspelten jetzt.

Als er aufwachte, hatte die Frau sich auch hingelegt; sie sah in den Himmel. Das Kind lag neben ihr, sie hatte es in ihre Bluse gewickelt.

„Was ist?“ fragte der Mann.

Die Frau rührte sich nicht. „Es ist tot“, sagte sie. Der Mann fuhr auf. „Tot?“ sagte er; „tot?!“

„Es ist gestorben, während du schliefst“, sagte die Frau.

„Warum hast du mich nicht geweckt?“

„Warum sollte ich dich wecken?“ fragte die Frau.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Wer sind die Haupthelden der Geschichte? In welchen Beziehungen stehen Sie zueinander?
 - b) Wann und wo passiert die Handlung wohl?
 - c) Vor welcher Wahl steht der Hauptheld? Was entscheidet er?

- d) Welche Folgen zieht nach sich die Entscheidung des Haupthelden?
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
 4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
 5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
 6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
 7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
 8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
 9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
 10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

GÜNTER SEUREN DAS EXPERIMENT

„Ich geh rückwärts, weil ich nicht länger vorwärts gehen will“, sagte der Mann.

Er war übermittelgroß, bleich vor Anstrengung, sich auf das Rückwärtsgehen zu konzentrieren, und hatte eine vom Wind gerötete Nase. Es blies ein heftiger Westwind, und die Böen, die die übrigen Fußgänger, mit denen der Mann in dieselbe Richtung ging, nur als Brise im Rücken empfanden, trafen ihn mitten ins Gesicht. Er bewegte sich langsamer als die anderen, aber stetig wie ein Krebs im Rückwärtsgang.

„Eines Tages“, sagte der Mann, „war ich ganz allein in einem windstillen Park. Ich hörte die Amseln neben mir im Gebüsch nach Futter stochern, ich hörte Tauben rufen – und eine große Ruhe überkam mich. Ich ging ein paar Schritte rückwärts, und ich weiß jetzt: wenn man immer nur vorwärts geht, verengt sich der Weg. Als ich anfang, rückwärts zu gehen, sah ich die übergangenen und übersehenen Dinge, ich hörte sogar das Überhörte. Sie werden entschuldigen, wenn ich mich Ihnen nicht ganz verständlich machen kann. Verlangen Sie keine Logik von mir, die Entdeckung, die ich gemacht habe, lässt sich nicht in Worte fassen. Und denken Sie auch nicht, dass ich ein Mann der Umkehr bin, nein, ich kehre nicht um, ich...“

Der Mann schwieg ein paar Sekunden und sah entschlossen geradeaus, „es wird Sie verwundern ... aber ich bin kein Träumer.“ „Was sind Sie dann?“ sagte der Begleiter, ein Mann, der sich im herkömmlichen Vorwärtsgang bewegte. „So kommen Sie doch nicht weiter. Eines Tages sind Sie stehen geblieben, vielleicht wollten Sie das Gras wachsen hören, Sie traten ein paar Schritte zurück, um Abstand zu haben. War es so?“

Der rückwärtsgehende Mann sah seinen Begleiter an, sein Blick war sanft. „Mein Experiment ist noch nicht abgeschlossen“, sagte er. „Glauben Sie, dass Ihre Art der Fortbewegung sich durchsetzen wird?“ sagte der Begleiter.

„Eine schwer zu beantwortende Frage“, sagte der Mann und hielt den Blick auf einen Punkt gerichtet, den der Begleiter nicht erkennen konnte. „Übrigens ist meine Idee nicht neu. Wie mir später eingefallen ist, hatte ein längst zu Staub zerfallenes Volk ähnliche Probleme zu lösen wie wir. Es war ebenfalls in ein Stadium getreten, wo sein Weiterleben in Frage stand. Es half sich auch auf eine scheinbar seltsame Weise, Sie können auch Trick sagen, wenn Sie so wollen: Fortan wurden kriegerische Auseinandersetzungen unter den einzelnen Stämmen derart ausgetragen, dass sich die Gegner mit dem Rücken gegeneinander stellten und so lange ihre Streiche und Hiebe in purer Luft ausführten, bis ein Kämpfer nach dem anderen erschöpft zu Boden sank. Schwer atmend fielen ganze Heere ins Gras, und der anschließende Schlaf war verdient. Es waren tagelange, aber unblutige Schlachten, und die einzige Folge war ein gewaltiger Muskelkater. Wie finden Sie das?“

„Zugegeben – ein brauchbares Ventil für Naturvölker“, sagte der Begleiter, „aber nichts für uns. Was also versprechen Sie sich von Ihrem Rückwärtsgang?“ „Ich hoffe“, sagte der Mann, „dass ich die Aufmerksamkeit auf mich lenke.“ „Das tun Sie auf jeden Fall“, sagte der Begleiter, „das tut auch ein Dauerklavierspieler oder einer,

der fünfzig Kilometer auf Händen geht.“ Aber der rückwärtsgehende Mann ließ sich durch solche Anspielungen nicht aus der Fassung bringen. „Ich hoffe, ich werde verstanden“, sagte er. „Als ich das erste Mal rückwärts ging, lebte ich auf.“ „Schon gut“, sagte der andere, „Sie sind nicht der erste, der solche Ansichten vertritt. Immerhin schlagen Sie etwas Praktisches vor, doch zweifle ich sehr, dass Sie Erfolg haben.“ „Erfolg oder nicht“, sagte der Mann, „wir sollten es versuchen, wir alle.“ „Verzeihung“, sagte der Begleiter, „ich denke in Tatsachen: Haben Sie nie ein Protokoll wegen groben Unfugs bekommen?“

Der rückwärtsgehende Mann sah seinem Begleiter zum ersten Mal voll ins Gesicht. „Ein einziges Mal“, sagte er lächelnd, „das war am Anfang, als ich noch unsicher war.“

„Und heute stoßen Sie mit keinem mehr zusammen?“ „Niemals!“ sagte der Mann noch immer lächelnd. Sie schwiegen. Mit elastischen Schritten ging der Mann rückwärts. Der Begleiter hatte Mühe, ihm zu folgen. Der Mann, der rückwärtsging, wurde schneller. „Entschuldigen Sie“, sagte er „ich muss mich leider etwas beeilen. Ich habe noch eine Verabredung. Auf Wiedersehen.“ Dann verschwand er im Gedränge. Der andere verlangsamte seinen Schritt wie jemand, der zurückbleibt, um Atem zu holen. Wenige Augenblicke später geschah es. Wie aus einem Riss in der Asphaltdecke aufgestiegen explodierte ein mehrstimmiger Schrei. Die Menschen blieben stehen und sahen in eine bestimmte Richtung. Erst waren es einzelne, dann ganze Gruppen, die sich auf einen schnell anwachsenden Kreis aus Menschen zu bewegten. Als der Begleiter schließlich so weit vorgedrungen war, dass er in den Kreis sehen konnte, sah er, dass der Mann, der rückwärts gegangen war, wie eine vom Himmel gefallene große Marionette auf dem Asphalt lag. Aus dem Kreis sagte jemand: „Der Wagen hat keine Schuld, das kann ich bezeugen.“ Und ein anderer sagte: „Er muss betrunken sein. Er ging rückwärts.“

Der Begleiter schob sich in die Mitte des Kreises und bückte sich über den Mann. „Können Sie mich verstehen?“ „Ja“, sagte der Mann und bewegte sich nicht. Er lag mit der linken Wange auf dem Asphalt und sprach in die graue Decke hinein. „Versuchen Sie es einmal, wenn Sie ganz allein sind. Irgendwo. In einem Park oder nachts an einer freien Stelle. Ich hoffe. Sie werden Gefallen daran finden. Und machen Sie es besser als ich.“ Polizisten betraten den Kreis.

„Können Sie Angaben machen?“ sagte ein Polizist zu dem Begleiter.

„Er wollte rückwärts gehen“, sagte der Begleiter. „Das ist heute schon der vierte, der das versucht“, sagte der Polizist. „Was ist nur mit den Leuten los?“

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*

- a) Wer sind die Haupthelden der Geschichte? In welchen Beziehungen stehen Sie zueinander?
 - b) Worin besteht das Experiment? Was will der Hauptheld damit erzielen?
 - c) Wie reagiert die Gesellschaft aufs Experiment?
 - d) Ist das Experiment erfolgreich? Warum?
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
 4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
 5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
 6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
 7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
 8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
 9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
 10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

OLIVER STORZ LOKALTERMIN

Das Mädchen an seiner Seite sagte: „Das weiß Gott allein...“ Sie gingen die Uferstraße entlang an den Gärten hin. Letzter Phlox in den Farben von Damenunterwäsche der mittleren Preislage, Sonnenblumen, die zerfressenen Köpfe über den Zaun gerenkt, und auf dem Fluss endlich keine Kähne mehr mit strohhütigen Juhuschreiern.

Übrigens hatte er den Faden verloren. Er ahnte nicht, was, der Meinung seiner Begleiterin nach, Gott allein wusste. Er hatte nur diese letzten Worte gehört, und da gab es ja viele Möglichkeiten. Nie hatte ihm ein weibliches Wesen so viel Zeit zum Nachdenken gelassen wie dieses Mädchen, in dessen wortreicher, aber unaufdringlicher Nähe er sich seit einigen Wochen zum grenzenlosen Erstaunen seiner Freunde wohl fühlte. Zwar musste er stets gewärtig sein, aus ihrem Munde mit halbem Ohr Feststellungen zu hören wie „In jedem Menschen steckt ein guter Kern“ oder – angesichts des gestirnten Nachthimmels – „wie lächerlich klein ist doch unsere Welt“, aber es störte ihn nicht. Ihre Banalitäten hatten die brutale Frische einer kalten Dusche nach durchzechter Nacht, und es tat gut, neben ihr an den gleichgültig verblühenden Gärten hinzugehen, im kühlen Licht des Herbstes, der schon halb hingesunken war in den dunklen Kehrlicht des Jahres.

Da war ihre kleine Stimme, die unaufhörlich und immer Positives sprach, ein nicht eben originelles, aber unaufdringliches *Ad maiorem Dei gloriam*, darüber das tiefe, vertraute Singen der viermotorigen Dakota, die allmüttiglich zur gewohnten Stunde ihren Kurs nach Mailand in den Himmel fädelt, den blass keimenden Mond auf der einen, die vergilbende Sonne auf der anderen Seite – er liebte das alles, ja, er war sich nicht sicher, ob er nicht längst begonnen hatte, auf – wusste der Himmel welch verschrobene Weise – dieses Mädchen selbst zu lieben, das da werktags in einer Klinik genesenden Patienten Lebensmut anmassierte, die letzten Raten ihrer Isetta zahlte und die Woche zweimal „Denk an mich“ sagte, wenn sie ihn nachts aus der Haustür schlüpfen ließ.

Ohne den Autounfall, der ihn ins Krankenhaus und dann unter ihre heilkräftigen Hände befördert haue, wäre ihm die Existenz solchen Wesens vermutlich ewig verborgen geblieben: ein dem Nächsten dienendes, bescheidenes Leben von etwas geschwätziger Demut mit einseitigen, aber achtbaren Vorstellungen von der Welt. Im möblierten Zimmer Kunstgewerbe besserer Art, eine Gedichtsammlung vom Minnesang bis Trakl, Fotos vorwiegend von Pferdeköpfen und den einschlägigen gotischen Altären, und im Plattenständer Mozart, Corelli, Brahms. Steinhäger trank sie gelegentlich, und das nannte sie „sündigen“, Whisky lehnte sie ab. Sie verehrte Albert Schweitzer und wagte sich unter dieser moralischen Rückendeckung sogar bis in die Zone heimlicher Schwärmerei für Rock Hudson und Anthony Perkins. Auch schämte sie sich keineswegs einer warmen Bewunderung für schwarze Jazzmusiker, sofern ihr diese nicht des Rauschgiftgenusses verdächtig waren. In den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft erwartete er stündlich, über Art und Stärke seiner religiösen

Überzeugung Auskunft geben zu müssen, aber als er zum ersten Mal auf ihrem Zimmer geblieben war, hatte sie ein Wohlgefallen an durchaus irdischen Dingen an den Tag gelegt, das ihn in Erstaunen, wenn nicht in Verlegenheit setzte.

Er schielte zu ihr hinüber. Er fand sie hübsch. Nicht herausfordernd hübsch, sondern eher – falls sich mit diesem Wort ein Grad von weiblicher Ansehnlichkeit bestimmen ließ – reinlich. Die Harmonie eines wenn nicht zutreffenden, so doch vorwiegend günstigen Weltbildes hatte ihrem Gesicht eine Ausstrahlung verliehen, die ihm ungemein wohl tat. Um so unwilliger musste er nun wahrnehmen, dass sie seit einer Weile im gemächlichsten Bummeln immer öfter von aufgeregt vorwärtshastenden Passanten überholt wurden, deren Eile zum wolkenlosen Himmel und der mittäglich ruhigen Stunde in keinem Verhältnis stand. Ihre Gesten und Zurufe schienen ihm auf einen außergewöhnlichen Vorfall hinzuweisen, der sich dort vorne abgespielt haben mochte. Auch das Mädchen an seiner Seite schien etwas zu wittern, während sie noch gewissenhaft, jedoch eine Spur abgelenkt, ihre Betrachtung über das, was Gott allem wusste, zu Ende führte.

Undeutlich konnten sie nun weit voraus, abseits der Straße an der Flussseite, eine schnell wachsende Menschenansammlung erkennen, die anschwell zum unförmigen Klumpen, dunkel und unappetitlich vor dem schimmernden Röhricht des Ufers: die fliegensummende Losung eines ungeheuren Getiers. Ein paar Schritte lang erwog er, umzukehren. Was immer da vorne der Wall aus schiebenden Rücken, gereckten Köpfen und stoßenden Armen umschloss. Unfall, Prügelei oder Betrunktheit – es hatte in dieser Stunde keinen Platz. Ihm dünkte es abgeschmackt, ja ruchlos, die unmündige Reinheit an seiner Seite einem Anblick von Gewalt, Blut oder Erbärmlichkeit auszusetzen. Sollten die Literaten, die nach Desillusionierung und Demaskierung schrien, doch erst einmal beweisen: Cui bono?, bevor er bereit war, seine Freundin aus Stifters Hinterlassenschaft dem Zeitgeist der ungeschminkten Tatsachen zu opfern. Behutsam nahm er ihren Arm, wobei er sich der Eitelkeit dieser Geste wissenden Beschützertums durchaus bewusst war, und setzte zu einer sanften Kehrtwendung an. Aber das Mädchen leistete ebenso sanften Widerstand. Sie waren nun doch ziemlich nahe an die Menschenansammlung herangekommen. Die Mauer aus Fleisch war dicht geschichtet, sie ließ keinen Blick durch, aber es war zu ahnen, dass sie innen von einer Absperrung vor dem Einstürzen bewahrt wurde. Aufregung, ja Empörung brodelte. Die Rufe der Menge klangen nach gerechtem Volkszorn, obwohl sie nicht zu verstehen waren. Am Rande der Straße stand ein Auto, eine Art Lieferwagen mit vergitterten Fenstern. Sie blieben stehen, schauten hinüber, sahen ein paar Polizisten breitbeinig auf die Menge zugehen, und er wunderte sich, warum das Mädchen seiner wortlosen Aufforderung zum Umkehren nicht in wortlosem Einverständnis Folge geleistet hatte. In diesem Augenblick klaffte die Mauer an der Stelle, wo die Polizisten mit den Armen ruderten, auseinander. Eine Gasse entstand, wurde breiter und gab nun den Blick ins Innere frei: Auf fahlem Uferrasen kniete ein Mann. Man sah ihn schräg von hinten. Er war breitschultrig, und sein gekräuselter Nackenhaar hätte die Schere eines Friseurs vertragen. Der Mann zerrte an einer mannsgroßen Puppe, die offensichtlich schwer war. Er versuchte, die Puppe durchs

Schiff ans Wasser zu ziehen. Es gelang ihm auch. Dann wischte er sich mehrmals den Schweiß ab und machte mit Achseln und Armen Gesten hilfloser Überraschung. Sie galten einem Dutzend Herren, denen ihre vorwiegend dunklen Überzieher trotz des Sonnenscheins nicht zu warm waren. Die Herren standen in lockerer Gruppierung um den schwitzenden Mann herum: ein Bild stiller Konzentration, eingerahmt von Lärmenden, die sich gegen die Absperrungstau stellten. Die Herren schauten ernst, aber nicht unfreundlich den Bemühungen des Mannes zu. Manche von ihnen schrieben. Einer flüsterte dem Polizisten, der ganz nah bei dem Mann mit der Puppe stand, ein paar Worte zu, und der Polizist gab sie an den Mann weiter, und der stand auf und streckte dem Polizisten seine Handgelenke hin. Die Handschellen waren zierlich und glänzten wie Schmuck. Sie standen immer noch und schauten. Er fühlte, wie ihr Arm in seinem Arm seltsam steif wurde. Er sah hinab. Sie hatte die Faust geballt. Angst, dachte er, sie hat Angst, und er wollte sie wegziehen. Doch sie stemmte sich mit erstaunlicher Kraft auf die andere Seite und wandte den Kopf von ihm weg. „Ist das –?“ fragte sie, und erst jetzt sah er den Herrn, der neben ihnen stand. Ein Dicker in Knickerbockern, in der Hand einen mit Bergsteigertrophäen beschlagenen Spazierstock. Der sagte: „Klar – Lokaltermin, der Frauenmord im Frühjahr, wissen Sie? Der Kerl muss vormachen, wie er die Leiche versenkt hat. Die Verteidigung meint, es sei unmöglich gewesen an der Stelle. Aber sie glauben's nicht.“ Der Dicke lächelte. Man sah, dass er's auch nicht glaubte. „Lebenslänglich“, sagte er, „kein Zweifel.“ Drüben der Halbkreis quoll auseinander und formte sich zu einer undeutlichen Gasse. Man hörte einen einzelnen Schrei: „Schlagt ihn doch tot!“ Schirme erschienen fuchtelnd über den Köpfen. Ob Leute, die bei solchem Wetter Schirme mitnehmen, insgeheim an deren eventuelle Brauchbarkeit bei Lynchversuchen dachten? Der Schrei wurde jetzt von mehreren Stimmen wiederholt. Die Gasse wankte hin und her, und als jetzt der Mann in Handschellen zwischen brüllenden Mündern und gereckten Fäusten hindurchgeführt wurde, auf den Polizeiwagen zu, schien sie einen Augenblick zusammenzuschlagen. Aber der donnernde, alles übertönende Ruf eines Polizisten „Zurücktreten!“ ließ sie gleich wieder auseinanderklaffen. „Mob mit Disziplin“, dachte er.

„Ja“, sagte das Mädchen neben ihm. Er sah sie an. „Was?“ fragte er, „Was meinst du?“ Sie wandte den Kopf nicht. Sie starrte angestrengt hinüber, wo der Gefesselte gerade von den Polizisten hastig in den Wagen geschoben wurde. „Totschlagen“, sagte sie. Ihre Stimme zitterte nicht, sie war nur ganz leise, von einer gebetsartigen Inbrunst. „Totschlagen, das wäre das Beste. Einem solchen Kerl gehört's nicht anders.“ Er sah sie immer noch an. Ihr Gesicht war unverändert. Nach wie vor spiegelte sich in ihren Zügen die Harmonie eines wenn nicht zutreffenden, so doch günstigen Weltbildes. Nur in den Augen, schien ihm, war eine Spur von Mordlust. Ihr Arm in seinem Arm war leblos, die Faust geballt, ein Stück unbestimmten Materials. Ein Schlaginstrument, zweckdienlich und zu jedermanns Verfügung. Das Polizeiauto fuhr ab. Die Fäuste sanken. Erstaunlich rasch wurde es still, und die Leute hatten es eilig, weiterzukommen. Der Dicke neben dem Mädchen sagte abschließend: „Lebenslänglich – ein Witz! Wenn so einer mir in die Finger käme, da hätten wir leere

Zuchthäuser.“ Dann lüftete er höflich den Hut. Das Mädchen nickte ihm zu. Es war eine freundliche Unterhaltung, und die Sonne schien wie im Frühling. Auf dem Rückweg gingen sie ein Stück, ohne zu sprechen. Zwischen den leuchtenden Wohntürmen am Horizont verdickte sich der Dunst, kobaltblau, in mattes Grün hinüberschwimmend. Als sie auf der Brücke waren, begann sie wieder zu plaudern. Sanft, mit reizenden kleinen Bewegungen ihrer freien Hand. Sie sprach von den kürzer werdenden Tagen, wie doch schon – trotz des sonnigen Wetters – ein Hauch von Winter in der Luft liege, und wie schnell dann plötzlich Weihnachten da sei. Er blieb stumm, länger als sie gewohnt war. „Was hast du?“ fragte sie. Er zuckte die Achseln. „Noch zu arbeiten“, sagte er, „ich bring dich nach Hause.“ Und er blieb von da ab stumm bis vor ihre Tür. Er dachte an den Mann mit der Puppe, der vormachen musste, wie man eine Leiche im Fluss versenkt, an die ernstblickenden Herren, die wissen wollten, ob das an der Stelle möglich ist oder nicht, und an die anderen, die das nicht wissen wollten, sondern „totschlagen“ riefen. Er dachte an die weichen Hände des Mädchens, die sein steifes Knie massiert hatten. Er dachte an Mozart und Corelli.

„Willst du wirklich nicht mehr mit heraufkommen?“ fragte sie. Sie hatte den Hausschlüssel in der Hand und steckte ihn ins Schloss. „Ich weiß nicht“, sagte er, „ich glaube nicht.“ Sie wandte den Kopf halb zu ihm zurück. „Seh ich dich morgen?“ Er zuckte die Achseln und beobachtete, wie sich ganz langsam eine aufreizend ahnungslose Traurigkeit in ihre Züge schlich. Er stand da und schwieg, und als sie ihm das Gesicht zögernd entgegenhob, drehte er den Kopf weg und starrte die Straße hinunter, wo gerade der Glanz in den Uferbäumen erlosch.

„Was ist geschehen?“ fragte sie. Ihre Stimme zitterte, und als er ihr ins Gesicht sah, war ihm klar, dass sie litt. Ohne Verstehen, ohne Versuch, etwas zu ändern. Er trat mit ihr in den dunklen Flur. „Es ist schon vorbei“, sagte er, „es war albern von mir – eine Stimmung, nichts weiter.“ Dann folgte er ihr über die Treppen nach oben, den gewohnten, verstohlenen Gang über die knarrenden Dielen zu ihrem Zimmer. Es roch nach Bohnerwachs und Mottenpulver, wie immer. Und ihr Zimmer war ordentlich und gut gelüftet. Im Lampenschein leuchtete das Gold auf den Postkarten der gotischen Altäre. Es war alles wie sonst. Es hatte sich nichts geändert. Und es war ja eigentlich auch nichts geschehen.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Wer sind die Haupthelden der Geschichte? In welchen Beziehungen stehen Sie zueinander?
 - b) Was für ein Geschehnis beobachten die Haupthelden?
 - c) Wie reagieren die Haupthelden auf den Urteil beim Lokaltermin?

- d) Ändert sich das Verhältnis des Haupthelden zum Mädchen nach dem Lokaltermin? Warum?
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
 4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
 5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
 6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
 7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
 8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
 9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
 10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

MARTIN WALSER
DIE KLAGEN ÜBER MEINE METHODEN HÄUFEN SICH

Der Mut, den man braucht, Sparkassenräuber zu werden, auf blankem Steinboden in die taghelle Schalterhalle einzudringen, dieser Mut fehlte mir, als ich von meinen Erziehern gedrängt wurde, einen Beruf zu wählen. Gerne wäre ich auch Förster geworden; aber selbst für diesen Beruf, so schien es mir, brauchte man den Mut eines Sparkassenräubers. Fast für alle Berufe, wenn man sie näher betrachtet, braucht man diesen Mut eines Mannes, der in die Schalterhalle eindringt, alle mit einer geladenen oder noch öfters mit einer ungeladenen Pistole im Bann hält, bis er hat, was er will, der dann noch lächelt und rückwärts gehend plötzlich verschwindet.

Schließlich entschied ich mich, Pförtner zu werden. Und ich wurde Pförtner in einer Spielzeugfabrik. Ich kann mir vorstellen, dass viele meiner Kollegen durch diesen Beruf hochmütig werden, dass sie auch nach Feierabend noch mit kaltem Gesicht herumlaufen und abweisende Handbewegungen um sich her streuen. Ich bin nicht so geworden, obwohl ich mich nach Kräften bemühe, meinen Dienst tagsüber gewissermaßen unbarmherzig zu tun. Ich fühlte mich von Anfang an zu Hause in meiner gläsernen Loge. Die Knöpfe, mit denen ich die mir anvertrauten Türen öffnen kann, wurden mir ein einziges Mal zur Handhabung erklärt, und schon hatte ich alles verstanden; das Verzeichnis der Telefonanschlüsse im Haus kannte ich auswendig, kaum, dass ich's einmal durchgelesen hatte. Den ersten Besuchern gegenüber war ich – das gebe ich zu – ein bisschen scheu: ich befürchtete Fragen, die ich nicht beantworten konnte, ich war noch nicht sicher, ob mir die Formulierung meiner Auskünfte in jedem Augenblick so gelingen würde, wie es der Besucher erwarten darf. Wie leicht kann doch ein Pförtner scheitern! Da kommen Herren der vornehmsten Art in die Fabrik, und der Pförtner weiß nicht, ob es seinen Vorgesetzten im Haus lieb ist, gerade diesen oder jenen Herrn zu empfangen. Und jeder im Haus glaubt, er sei der Vorgesetzte des Pförtners. Der Pförtner hat keine Kollegen, er hat nur Vorgesetzte. Und er muss es allen recht machen. Nun meint man, der Pförtner müsse ja nur zum Haustelephon greifen, hinaufrufen in die Büros und fragen, ob der Herr Soundso willkommen sei oder nicht. Aber die in den Büros sind so empfindlich, dass sie oft schon durch eine telephonische Anfrage in schreckliche Erregung versetzt werden können; dann schreien sie den Pförtner durchs Telefon nieder, dass der Mühe hat, seine Fassung zu bewahren und nicht in Tränen auszubrechen. Das darf er nicht, weil doch vor ihm, den Kopf dicht an der Scheibe und ganz auf den Pförtner konzentriert, der Besucher steht, dem er gleich Antwort geben muss. Diese Antwort wiederum darf nichts von dem Geschrei verraten, das der feinnervige und hochbezahlte Herr aus dem Büro gerade in die Ohren des Pförtners prasseln ließ, nein, des Pförtners Aufgabe ist es, diesen Wutschrei des gestörten Herrn sofort zu übersetzen in ein bedauerliches Lächeln, in eine höfliche Geste, die den Besucher so sehr tröstet, dass er, wenn er gleich zur Tür hinausgeht, schon vergessen hat, dass er abgewiesen wurde. Solche Dolmetscherarbeit will gelernt sein, das darf man mir glauben. Oft muss ich darüber hinaus noch den Kopf mit dem Hörer weit zurückbiegen bis in das dämpfende Futter meines Mantels hinein,

der hinter mir hängt, um die gereizte Stimme aus dem Büro vor den Ohren des Besuchers zu verbergen, denn es besteht eine Anordnung von der allerhöchsten Geschäftsleitung, vom Besitzer selbst nämlich, dass kein Besucher, wer es auch immer sei, schroff behandelt werden dürfe. Obwohl diese Anordnung der Direktion für alle gilt, ist es doch der Pförtner, der ihr in der Praxis Geltung zu verschaffen hat. Ich habe dies immer mit Freuden getan, weil ich gerade diese Anordnung mehr billige als irgendein anderes Gesetz des Betriebes.

Deshalb habe ich mir angewöhnt, so selten wie möglich zum Telefon zu greifen. Ich prüfe die Besucher selbst und entscheide, ob sie mit Recht verlangen, mit dem Einkaufschef, mit dem Prokuristen, dem Leiter der Entwurfsabteilung, mit der Kantinenpächterin, oder gar mit einem der Direktoren oder dem Personalchef sprechen zu dürfen.

Mag sein, dass ich am Anfang meiner Tätigkeit manchen zu rasch wegschickte. Aber allmählich habe ich mir eine Fähigkeit erworben, jeden so lange zu fragen, unauffällig, gar nicht wie ein Detektiv oder sonst ein Schnüffler, ganz beiläufig, im Gange einer für beide Teile recht erquicklichen Unterhaltung, aber doch mit aller nützlichen Gründlichkeit, dass ich am Ende dieser Unterhaltung so genau informiert bin über die Wichtigkeit dieses Besuches für unsere Firma, dass ich die Entscheidung darüber, ob ich ihn abzuweisen habe oder nicht, mit einem vollkommen ruhigen Gewissen fällen kann. Wenn ich einen Besucher aber abweise – und die meisten muss ich abweisen –, dann weiß ich ihn während dieser Unterhaltung davon zu überzeugen, dass es für ihn ganz sinnlos wäre, mit dem Herrn unserer Firma, bei dem ich ihn anmelden sollte, zu sprechen. Ich habe mir in allen Fachgebieten, die bei uns vorkommen, so viele Kenntnisse erworben, dass ich einem Vertreter, der wegen Weißblechlieferung mit dem Einkaufsleiter sprechen will, genau Bescheid geben kann, ob seine Angebote Aussicht auf Erfolg haben oder nicht. Ebenso habe ich gelernt, protestierende Einzelhändler, die den Verkaufschef sprechen wollen, zu befriedigen, oder Landleute, die unsere Kantine beliefern wollen, oder bleichsüchtige Erfinder, die in Rudeln zu dreien und vierten den Leiter unserer Entwurfsabteilung überfallen wollen, um ihm ihre unverwertbaren Spielzeugerfindungen aufzuschwatzen, sogar entschlossen blickende Schriftsteller und Maler, die sich an unserem Reklamechef für die vielen Absagebriefe rächen wollen, vermag ich vom Schlimmsten zurückzuhalten, obwohl gerade die Erfinder und die Künstler – das muss ich den Landleuten und Vertretern zu Ehren sagen – am schwersten durch vernünftiges Reden zu überzeugen sind. So vertrete ich also – ich kann es nicht anders sagen – alle leitenden Herrn des Hauses an der Pforte, und die immer rascher steigenden Umsätze sind nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken, dass ich die leitenden Persönlichkeiten unserer Firma – sie sind ja die verletzlichsten – vor lästigen Besuchern schütze. Leider wird dies von eben diesen Herrn überhaupt nicht bemerkt. Vor allem verstehen diese Persönlichkeiten nicht, dass ich Zeit brauche, um die einzelnen Besucher wirklich und ohne alle Schroffheit von der Nutzlosigkeit ihrer Besuche zu überzeugen. Die langwierigen Unterhaltungen, die ich durch mein Logenfenster mit den hartnäckigen Besuchern führen muss, haben zur Folge, dass schon eine halbe Stunde nach

Geschäftsbeginn eine von Minute zu Minute länger werdende Schlange vor meinem Schalter steht. Sei es nun, dass da mal einer ungezogen genug war, die versammelte Menschenmenge als Tarnung zu benutzen, und unangemeldet ins Haus schlüpfte, sei es, dass einmal einer der leitenden Herrn rasch aus dem Haus wollte und durch die Schlange der Wartenden eine Sekunde Zeit verlor, auf jeden Fall häufen sich im Haus die Klagen über meine Methode, Besucher zu behandeln. Ich arbeitete zu langsam, zu schwerfällig, zu wenig sachlich ... das muss ich hören! So kurzsichtig sind all diese Vorwürfe und Klagen, so wenig Kenntnis meines Berufs beweisen sie, dass ich mich eigentlich gar nicht verteidigen kann. Ich möchte sehen, was geschehen würde, wenn ich die Besucher kurz und barsch abfertigen würde! Dann wäre die Vorhalle zwar immer leer, aber in der Direktion würden die Telefone vor Protestanrufen nicht mehr aufhören zu klingeln, der Ruf der Firma würde leiden, der Umsatz sinken. Die Anordnung der Direktion, keinen Besucher vor den Kopf zu stoßen, ist nicht umsonst erlassen. Ich kann natürlich nicht zum Direktor rennen und ihn bitten, denen, die gegen mich klagen, den Mund zu stopfen. Er würde mir einfach sagen, ich müsse das eine tun, dürfe aber das andere nicht lassen. Wie aber soll ich die Besucher höflich davon überzeugen, dass die Firma sie nicht empfangen kann, wenn ich sie rasch abfertigen soll? Davon, dass einer das große Los gewonnen hat, kann man ihn mit einem einzigen Satz überzeugen. Einem aber wirklich beizubringen, dass seine Erfindung oder sein Werbetext oder sein Blech oder Gemüse für die Firma nicht in Frage kommen – und ihm das so beizubringen, dass er mit einem Loblied auf die Firma das Haus verlässt –, das soll mir einer meiner Gegner einmal in zwei Minuten vormachen. Aber was soll ich tun? Die Menschenschlange vor meiner Loge wird täglich länger; weil ich die Gefahr, in die sie mich bringt, jetzt kenne, macht sie mich unruhig, unsicher auch, meine Rede fließt nicht mehr wie ehemals, ich schwitze, stammle, brauche länger als früher, erreiche nie mehr das Maß an Tröstung, das ich sonst in jedem Fall erreicht hatte, schon kommt es vor, dass manche mir einen Fluch zuwerfen, die Türe zuschlagen und wütend hinausstürzen, was soll ich tun? Ich kann nichts mehr ändern. Ich muss es endlich eingestehen, warum ich die Entwicklung, die ich in meinem Beruf genommen habe, so ausführlich aufzeichne: zur Rechtfertigung nämlich, um irgendwo außerhalb meines Betriebes wenigstens Verständnis zu erlangen, denn für morgen bin ich zum Personalchef geladen. Erst dachte ich, es handle sich bloß um eine Mahnung, um eine Art Vorwarnung. Das glaube ich nicht mehr. In der Schlange, die gestern vor meinem Schalter stand, war einer, ein grober Mann mit einem lippenlosen Mund, der forderte mich auf, ihn beim Personalchef zu melden, er sei bestellt. Ich fragte, als mein Finger schon über der Wählscheibe schwebte, in welcher Angelegenheit er den Personalchef denn sprechen wolle: er bewerbe sich um die ausgeschriebene Pförtnerstelle, sagte er.

Ich wählte die Nummer der Personalabteilung gleich auf das erste Mal richtig und meldete ihn an, mein Zeigefinger allerdings, mit dem ich die Wählscheibe gedreht hatte, war danach wie erfroren. Der Mann ging ins Haus, nach einer halben Stunde kehrte er fröhlich zurück. Er pfiff sogar vor sich hin. Ich sah ihm voller Bewunderung nach. Seinen Mut müsste man haben, dachte ich. Oder überhaupt Mut. Da hatte ich mich die ganze Zeit ein bisschen geschämt, weil ich bloß Pförtner geworden war. Jetzt

sah ich ein, dass man sogar dazu den Mut eines Sparkassenräubers braucht. Jenen Mut, den ich bei mir immer noch vergeblich suche.

AUFGABENSTELLUNGEN ZUM TEXT

1. *Berichten Sie kurz über die biografischen Daten des Autors, seine Stellung in der Literatur.*
2. *Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen. Beantworten Sie dabei folgende Fragen:*
 - a) Wer ist der Hauptheld der Geschichte? Wie würden Sie ihn charakterisieren?
 - b) In welche Berufsgruppen unterteilt der Pförtner die Besucher?
 - c) Welche Aufgaben übernimmt der Pförtner? Welche Ziele verfolgt er?
 - d) Wie verändert sich die Arbeitsweise des Pförtners aufgrund der Beschwerden?
 - e) Warum ist es dem Ich-Erzähler wichtig, dass die Öffentlichkeit seine Geschichte erfährt?
 - f) Welche Erkenntnis erlangt der Pförtner am Schluss der Geschichte?
3. *Bestimmen Sie den Gegenstand und den Grundgedanken des Textes.*
4. *Erstellen Sie eine Gliederung zum Text. Gibt es auch einen Höhepunkt?*
5. *Bestimmen Sie die Erzählperspektive.*
6. *Erläutern Sie die Komposition des Textes.*
7. *Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes.*
8. *Finden Sie im Text die Stilmittel und bestimmen Sie Ihre Leistung.*
9. *Sprechen Sie über die Einstellung des Autors zum Dargestellten.*
10. *Nehmen Sie Stellung zum Text.*

SCHLUSS

Die stilistische Textinterpretation steht heute vor einer doppelten Herausforderung: Sie muss einerseits den dynamischen Veränderungen moderner Gesellschaften und sprachwissenschaftlicher Paradigmen gerecht werden und andererseits die zeitlosen Kernprinzipien der Philologie bewahren. Wie dieses Lehrwerk verdeutlicht, ist ein Text nicht länger ein isoliertes sprachliches Artefakt, sondern eine Diskursart, die in soziokulturellen, historischen und medialen Kontexten verankert ist. Die Digitalisierung, Globalisierung und die Hybridisierung von Textsorten verlangen heute eine analytische Herangehensweise, die Form und Inhalt nicht nur abgrenzt, sondern ihre Wechselwirkungen als Schlüssel zum Verständnis von Macht, Identität und kulturellem Wandel begreift.

In diesem Lehrmittel sind originelle Texte aus den Werken von Klassiker der deutschen Literatur des XX Jhs. und von modernen Autoren des XXI Jh. ausgewählt. Im Fach „Stilistische Textinterpretation“ werden folgende Grundfertigkeiten entwickelt, wie Sammlung und Analyse der sprachlichen und literarischen Tatsachen, Abgrenzung der Form und Inhalt, Bestimmung der literarischen Besonderheiten eines Textes.

Der Kurs „Stilistische Textinterpretation“ verfolgt dabei ein klares Ziel: die Formierung professioneller Forschungsfertigkeiten, die es Studierenden ermöglichen, eigenständig im komplexen Sprachsystem zu navigieren und literarische Texte als Schnittstellen von Ästhetik, Ideologie und Kommunikation zu begreifen. Diese Kompetenzen sind nicht nur für die akademische Praxis relevant, sondern bilden die Basis für vertiefte Studien in der Magistratur, Richtung 45.04.01 Philologie. Fremdsprachige Philologie. Romanisch-germanische Sprachen (Deutsch/Französisch/Spanisch und Englisch). Hier eröffnen sich Perspektiven, die von der vergleichenden Literaturwissenschaft über die interkulturelle Medienanalyse bis hin zur Erforschung romanisch-germanischer Sprachräume reichen – stets mit dem Bewusstsein, dass Sprache niemals statisch ist, sondern sich im Dialog zwischen Tradition und Innovation neu erschafft.

LITERATURQUELLEN

1. Aichinger, I. Das Fenstertheater / I. Aichinger // Der Gefesselte : Erzählungen. – Frankfurt am Main : S. Fischer Verlag, 2005. – S. 32–33.
2. Bichsel, P. San Salvador / P. Bichsel // Klassische deutsche Kurzgeschichten. – Stuttgart : Reclam, 2003. – S. 271–273.
3. Böll, H. Werke : Kölner Ausgabe / H. Böll. – Band 2. – Köln : Kiepenheuer & Witsch, 2002. – 568 S.
4. Borchert, W. Das Gesamtwerk / W. Borchert. – Rowohlt Taschenbuch, 2009. – 576 S.
5. Brambach, R. Känsterle / R. Brambach // Für sechs Tassen Kaffee und andere Geschichten. – Zürich : Diogenes Verlag, 1972. – S. 36–40.
6. Brecht, B. Die unwürdige Greisin / B. Brecht // Kalendergeschichten von Bertolt Brecht. – Hamburg : Rowohlt, 1975. – S. 104–110.
7. Brecht, B. Wenn die Haifische Menschen wären / B. Brecht. – Großhansdorf : Officina Ludi Pressendrucke, 2003. – 32 S.
8. Dische, I. Liebe mom, lieber dad / I. Dische // Loves/Lieben. Erzählungen. – München : Deutscher Taschenbuch Verlag, 2009. – S. 149–153.
9. Franck, J. Streuselschnecke / J. Franck // Bauchlandung. – München : Deutscher Taschenbuch Verlag, 2010. – S. 55–58.
10. Grass, G. Die Linkshänder / G. Grass // Das kleine Buch für Linkshänder. – Heyne, 1996. – 120 S.
11. Heckmann, H. Bemühungen eines Gutmütigen. / H. Heckmann // Vorwiegend heiter – Humoristische Erzählungen unserer Zeit. – Gütersloh : Mohn, 1975. – S. 317–310.
12. Hensel, K. Angestaut. Aus meinem Sudelbuch / K. Hensel. – Halle (S.) : Mitteldeutscher Verlag, 1993. – S. 109–111.
13. Hesse, H. Aus Kinderzeiten / H. Hesse. – Frankfurt am Main : Suhrkamp Verlag, 1981. – S. 233–252.
14. Kaschnitz, M. L. Eisbären : ausgewählte Erzählungen / M. L. Kaschnitz. – Leipzig : Insel-Verlag, 1972. – S. 91–108.
15. Kunert, G. Lieferung frei Haus / G. Kunert. – Stuttgart : Klett, 1981. – S. 44.
16. Kunze, R. Fünfzehn / R. Kunze // Die wunderbaren Jahre: Lyrik, Prosa, Dokumente. – Frankfurt am Main : S. Fischer Verlag, 1978. – S. 219.
17. Kusenber, K. Herr G. steigt aus / K. Kusenber // Gesammelte Erzählungen. – Reinbeck : Rowohlt, 1969. – S. 226–230.
18. Lenz, S. Der große Wildenberg / S. Lenz. – Aachen : Bermoser+Höller, 1997. – 30 S.
19. Liepmann, H. Vor Gericht [Электронный ресурс] – Режим доступа: <https://www.aventin.de/gerichtsverhandlung-in-new-york/> (дата обращения : 20.02.2025).
20. Meckel, Ch. Die Vampire / Ch. Meckel // Zünd and other stories. – New York : Edwin Mellen Press, 1990. – S. 59–63.

21. Novak, H. Schlittenfahren [Электронный ресурс] – URL: https://hessen.onleihe.de/verbund_hessen/frontend/mediaInfo,6465-0-354475398-200-0-0-0-0-400001-0-0.html (дата обращения: 20.02.2025). – Режим доступа: для авторизир. пользователей.
22. Reinig, Ch. Skorpion / Ch. Reinig // Jetzt schlägts dreizehn : Deutsche Literatur aus dreizehn Jahren. – Berlin : Klaus Wagenbach, 1977. – S.112.
23. Remarque, E.M. Arc de Triomphe / E.M. Remarque. – Köln : Kiepenheuer & Witsch, 1988. – S. 609–613.
24. Rinser, L. Weihnachts-Triptychon : Erzählungen / L. Rinser. – Frankfurt am Main : Fischer, 2016. – 48 S.
25. Schnurre, W. Auf der Flucht / W. Schnurre // Erzählte Zeit. 50 deutsche Kurzgeschichten der Gegenwart. – Stuttgart : Manfred Durzak, 1980. – S. 199–203.
26. Seuren, G. Das Experiment [Электронный ресурс] – Режим доступа: <https://www.learninginstitute.ch/pdfs/aufnahmepruefung-gymnasium-schaffhausen-2014-deutsch-text.pdf> (дата обращения : 20.02.2025).
27. Storz, O. Lokaltermin / O. Storz. – München : Nymphenburger Verlagshandlung, 1962. – S. 21–25.
28. Töpfer, R. Frei zur Adoption / R. Töpfer // Sprachpraxis. – Leipzig : Herder-Institut, 1990. – S. 4–8.
29. Walser, M. Die Klagen über meine Methode häufen sich / M. Walser // Aus dem Wortschatz unserer Kämpfe. – Frankfurt am Main : Suhrkamp Verlag, 2002. – S. 23–28.
30. Wohmann, G. Schönes goldenes Haar / G. Wohmann // Ländliches Fest : Erzählungen. – München : Deutscher Taschenbuch Verlag, 1971. – S. 44–45.

Учебное издание

КОЛЕСНИК Татьяна Ивановна

ХУДОЖЕСТВЕННО-СТИЛИСТИЧЕСКАЯ ИНТЕРПРЕТАЦИЯ ТЕКСТА

Учебное пособие

В авторской редакции

Подписано в печать 06.05.2025. Бумага офсетная. Гарнитура Times New Roman.
Печать ризографическая. Формат 60×84/16. Усл. печ. л. 7,91.
Тираж 100 экз. Заказ № 25.

ФГБОУ ВО «ЛГПУ»
Издательство ЛГПУ
ул. Оборонная, 2, г. Луганск, ЛНР, 291011. Т/ф: +7-857-258-03-20
e-mail: knitaizd@mail.ru